

Helene Eugenie Schulz
Bildnis des Geheimen Regierungsrats Ottomar Oertel,
Oberbürgermeisters von Liegnitz

Gleisliche Chronik

REDAKTION: B. CLEMENZ



phot. Gebr. Haedel in Berlin

Die Anglücksstelle der Talsperre bei Mauer
Pioniere fahren in Pontons in den Anglücksstellen, der 5 bis 6 Meter tiefes, reißendes Wasser führt



Links der
Spielapparat mit
Saiten-
instrument

Auf der Szene:
Christus
mit den 3 Jüngern
am Oelberge

Die Bunzlauer Singuhr

Zwei Tausendkünstler aus alter Zeit

Der große Dichterkürst des 17. Jahrhunderts, Martin Opitz, hat den Namen seiner Vaterstadt, der alten Töpferstadt Bunzlau, weit über die Grenzen Schlesiens hinaus bekannt und berühmt gemacht. Und wie Opitz selbst als ein treuer Sohn seiner Vaterstadt immer gern an sie zurückdachte, wie er auch nicht vergaß, sein Buch von der deutschen Poeterei „Den Ehrenvesten, Wolweisen, Wolbenambten und Wolgelehrten Herrn Bürgermeistern und Rathsverwandten der Stadt Bunzlau“ zu widmen, so haben auch die Einwohner Bunzlaus sein Gedächtnis bis auf den heutigen Tag in Ehren gehalten. Doch fast allzusehr überstrahlt sein Ruhm den anderer, Kleinerer und Größerer. Opitz selbst nennt die Stadt „die erzieherinn vieler stattlichen berühmten Leute“, aber wer weiß etwas von diesen vielen? Es verlohnt sich vielleicht, auf zwei besonders interessante Männer hinzuweisen; es sind dies der Weber Hüttig, den man Astronom und Geograph nennen könnte, und der Tischler Jacob, die beide Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts in Bunzlau lebten und von vielen Gelehrten und Weltreisenden besucht wurden, so von dem damaligen amerikanischen Gesandten in Berlin, Adams, späteren Präsidenten der Vereinigten Staaten, der u. a. über Hüttig folgendes schrieb:

Der Weber Hüttig besitzt ein außerordentliches mechanisches Genie, das er auf geographische, astronomische und historische Gegenstände anwendet. Die Wände seiner Stuben sind mit Landkarten und Zeichnungen von seiner eignen Arbeit behangen. Man findet eine Zeichnung vom Laufe der Oder mit allen Städten und Dörfern; an welchen sie vorbeifließt, die Schweizer und schlesischen Gebirge, die er selbst durchreißt habe. In einer Stube befinden sich zwei große Tafeln. Auf der einen erblickt man alle Städte und merkwürdigen Orte von Deutschland, auf der anderen die von ganz Europa dergestalt geordnet, daß sie nach ihrer geographischen Lage aufgestellt und die Entfernungen eines Ortes vom anderen nach richtigen Verhältnissen angegeben sind. Die merkwürdigen Gebirge sind durch kleine pyramidalische schwarze Steine angedeutet, und kleine weiße Pyramiden zeigen überall die Stellen an, die durch irgend eine Schlacht oder durch eine andere merkwürdige Begebenheit bekannt geworden sind.

In einem zweiten Gemach hatte Hüttig eine große Maschine, welche das Copernikanische Weltssystem darstellte. Sie ist dergestalt konstruiert gewesen, daß sie das ganze Firmament mit den Fixsternen in vierundzwanzig

Stunden einmal um unser Sonnensystem bewegte, wobei immer die Sterne genau in der Stellung zum Vorschein kommen, in der sie sich wirklich in Beziehung auf unsere Erde befanden. Im inneren Raum hatte er allen Planeten, die zu unserem System gehören, nebst ihren verschiedenen Satelliten ihre Plätze angewiesen, sowie zugleich allen Kometen, die in den letzten drei Jahrhunderten beobachtet worden sind. Eine dritte Maschine befand sich in einem anderen Zimmer. Sie zeigte in verschiedenen Teilen die verschiedenen Mondveränderungen, sowie die der Satelliten des Jupiters, die scheinbare Bewegung der Sonne um die Erde und die wirkliche Bewegung der Erde um die Sonne.

Hüttigs Nachbar, der Tischler Jacob, hat in siebenjähriger Arbeit ein mechanisches Kunstwerk, die sogenannte Singuhr gefertigt, in welchem mittelst einer Art von Uhrwerk eine Menge ungefähr 40 Zentimeter hoher Puppen auf einem Gerüst in Bewegung gesetzt werden, das ganze ist einem Theater ähnlich. Die Puppen stellen in verschiedenen auf einander folgenden Szenen das Leiden Christi dar, wie er am Oelberge betet, wie er gefangen genommen, verhört, gegeißelt und ans Kreuz geschlagen wird. Bei jedem Abschnitte wird von einem Glockenspieler ein Choral gespielt. Meister Jacob hat sich in dem Bau dieses Kunstwerks als ein wahres Genie in der Mechanik gezeigt. Mehrere Vorrichtungen, deren er sich bedient hat, um sehr zusammengepackte Bewegungen völlig bestimmt hervorzubringen, erregen Staunen.

Während die Schöpfungen Hüttigs einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen sind, hat sich die Jacob'sche Singuhr bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie ist von der Stadt Bunzlau für das aus Anlaß der 100 Jahrfeier der Städteordnung begründete Altertumsmuseum erworben worden. Zuletzt befand sich das interessante Werk im Besitze des Hauptmanns von Arnim auf Schloß Tangerhütte bei Magdeburg, der es der Stadt überlassen hat. Verschiedene Institute hatten sich um den Besitz des Wertes beworben. Eine Nachbildung der Bunzlauer Singuhr soll sich irgendwo in Rußland befinden.

J. Mideleit-Bunzlau

Das Unglück beim Talsperrenbau bei Mauer

Seit längerer Zeit ist man mit dem Bau einer riesigen Talsperre in Mauer bei Hirschberg beschäftigt, die die großen Hochwassergefahren, denen namentlich die schlesischen Gebirgsgegenden wie überhaupt alle durch den Bober berührten Ortschaften in der weiteren Niederung ausgesetzt sind, beseitigen soll.

Die gewaltigen Gebirgstäler des Boberlaufes werden nach Fertigstellung der Talsperre ein Staubecken von immenser Größe bieten, und man darf annehmen, daß es die enormen aus dem Riesengebirge zusammenströmenden Wassermassen aufnehmen kann. Infolge der für den Talsperrenbau wenig günstigen Witterungsverhältnisse der letzten Monate schreiten die Arbeiten nur langsam fort, und auch ernstere Unfälle sind bei dem Bau wiederholt zu beklagen.

Die vierhundert Meter langen Umlaufstollen sind mit Lichtschächten versehen. Aus einem dieser Lichtschächte stürzten am 5. Juli größere Felsblöcke in den Stollen und drohten ihn zu verstopfen. Zur Feststellung des Schadens begaben sich der Ingenieur Eisert, der Bauführer Husong und der Techniker Rosenkranz in den Stollen, mittels Kahn, mußten aber bei diesem Wagnis ihr Leben einbüßen. Nach einer halben Stunde führte das reißende Stollenwasser den gekenterten Kahn sowie zerbrochene Ruder heraus. Die Bauleitung sah sich genötigt, sofort eine Abteilung Pioniere zu requirieren, die alsdann eine Einfahrt in den Stollen auf stabilen Pontons unternahm, eine andere Aufklärung für den Unglücksfall der Ingenieure, für den ja der gekenterte Kahn zu deutlich zeugte, aber nicht bringen konnte. Das Bild auf S. 535 zeigt die Einfahrt von Pionieren in den Stollen nach dem erwähnten Unglück.

Vom Reisen und Wandern in Schlesien

Die Gefühle der Erftartung und Naturfreude beim Wandern und Reisen sind in unserem Zeitalter wie niemals vorher zur Geltung gekommen. Das „Reisefieber“ ist kein bloßer Scherz, sondern der Ausdruck der freudigen Naturwertschätzung. Nun ist Schlesien nicht übermäßig heimgesucht vom Fremdenstrom — noch stehen Harz, Thüringer Wald und der Rhein im Kurs höher als das Riesengebirge, aber den vielseitigen Bemühungen der Vereine, Gesellschaften, Zeitungen und Zeitschriften ist es gelungen, die Wirkungen unserer Berge und Täler, Wälder und Quellen soweit ins Ansehen zu bringen, daß immerhin schon Tausende vom Fremdenverkehr leben. Daran ändert auch die fremdenfeindliche Haltung einer Waldburger Stimme nichts, die in den Zeitungen davon sprach, daß die Sommergäste nichts als Unfug trieben, alles halb umsonst haben möchten und nichts als Vernichtungsspuren in der Natur zurückließen. Weit entfernt, die törichte und nicht scharf genug zu rügende Plünderungswut der Sonntagstouristen und ungezogenen Hände, die alles und jedes als Eigentum ansehen, in Schutz zu nehmen — der Riesengebirgsverein hat nun die Habmichlieb-Plünderung im Gebirge auch gerade satt bekommen und schreitet zu scharfen Abwehrmitteln! — so darf man doch nicht verkennen, welcher ideelle und materielle Wert aus dem Wandern und Reisen fließt. Die Logierhausbesitzer werden genau wissen, was die Gäste einbringen, ebenso die Gasthäuser, die Droschkenbesitzer, die Badeverwaltungen usw. Der Punkt ist unbestreitbar. Dann aber der ideelle Gewinn! Das Wandern ist eine Vergnügungsquelle, und je mehr jemand sich dem echt deutschen Wandergenuß hingibt, desto weniger Podagra und ähnliche Kultursymptome werden ihn plagen! Welche Wertschätzung die Schweiz für die Fremdenzufuhr hat, kann man aus den dortigen Bemühungen um weitere Zuleitung der Touristenströme ersehen und auch aus den privaten Bemühungen um die Bequemlichkeit der Gäste. Darüber könnte für Schlesien auch manches tadelnde Wort gesagt werden. Wandern und Reisen soll allen Genuß und Gewinn bringen; dann müssen die einen liebenswürdiger und aufmerksamer, die anderen rücksichtsvoller und schonender sein!

Jubiläen

Hundertjahrfeier des Breslauer Polizeipräsidiums.

Aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der königlichen Polizeiverwaltung in Breslau fand, wie die „Schles. Zeitung“ berichtet, am 3. Juli vormittag im Gebäude des Polizeipräsidiums eine interne Feierlichkeit statt. Hauptzugang und Eingangshalle des Präsidialgebäudes in der Schuhbrücke waren mit Lorbeerbäumen und die Fenster des Erdgeschosses mit blühenden Blumen geschmückt. Zu dem in der Mittagsstunde im Konferenzzimmer im Erdgeschoss abgehaltenen feierlichen Akt, mit dem zugleich die Einführung des neuen Polizeipräsidenten von Oppen verbunden wurde, waren erschienen als Vertreter des abwesenden Regierungspräsidenten der Oberregierungsrat Scheuner, ferner Regierungsrat von Lippa, sodann Oberbürgermeister Dr. Bender, Bürgermeister Trentin und zwei Stadtverordnete als Vertreter der städtischen Behörden. Von den Beamten des Polizeipräsidiums nahmen an der Feier teil außer dem neuen Polizeipräsidenten von Oppen und dem bisherigen Vertreter des Polizeipräsidenten, Regierungsrat Frost, die Polizeiräte, Assessoren, Inspektoren und eine Anzahl Kommissare, Bureaubeamte und Schulkleute.

Die Feier wurde eröffnet durch eine Ansprache des Oberregierungsrats Scheuner, der die Bedeutung des Tages würdigte, Worte des Dankes für den verstorbenen Polizei-Präsidenten Dr. Biento sprach und den neuen Polizei-Präsidenten begrüßte und feierlich in sein neues Amt einführte. Der Redner verkündete schließlich verschiedene aus Anlaß der Hundertjahrfeier verlassene Auszeichnungen. Es haben erhalten der nach Essen verjezte

Polizei-Inspektor Kriewall den Roten Adlerorden 4. Klasse, Polizei-Kommissar von Maskiewicz den Kronenorden 4. Klasse, ein Kriminalwachmeister, ein uniformierter Wachtmeister und drei Schutzleute das Allgemeine Ehrenzeichen. Hierauf ergriff der neue Polizeipräsident von Oppen das Wort, dankte für die ihm entgegengebrachten Wünsche und erbat sich die Unterstützung der Königlichen wie der Gemeindebehörden für seine neue Amtswirksamkeit. Nunmehr hielt Regierungsassessor Mc. Lean den Feitvortrag, in welchem er einen kurzen Abriss der Geschichte des Polizeipräsidentiums in den verfloßenen 100 Jahren gab. Zum Schluß nahm das Wort Oberbürgermeister Dr. Bender, der darauf hinwies, daß die Gegensätze, die bei Begründung der Königlichen Polizei zwischen dieser und der Stadtverwaltung bestanden, wohl in den damaligen Verhältnissen ihre Begründung hatten, sie aber in der späteren Entwicklung des kommunalen Lebens vollständig verloren, sodaß heute keinerlei Anlaß zu einem Gegensatz mehr bestehe, beide Behörden vielmehr in vollster Eintracht wirken können.

Kirchjubiläum in Hummel. Am 6. Juli beging die Kirchengemeinde Hummel, Kreis Lüben, die Feier ihres 250jährigen Bestehens, an der auch der Generalsuperintendent D. Haupt teilnahm, der an diesem Tage gerade seinen 63. Geburtstag feierte. Ein Festgottesdienst, ein gemeinsames Mittagessen im gastlichen Pfarrhause, an das sich ein zweiter Gottesdienst angeschlossen, waren die Hauptmomente. Am Schluß des Hauptgottesdienstes überreichte der Generalsuperintendent vor versammelter Gemeinde folgende Ordensauszeichnungen: dem Kirchenpatron Burggraf zu Dohna den Stern zum Kronenorden 2. Klasse, dem Superintendenten Schmidt aus Seebitz und dem Ortsgeistlichen Pastor und Kreis Schulinspektor Ranus den Roten Adlerorden 4. Klasse, dem Gemeindevorsteher Langner und dem Kirchvater Klahn das Allgemeine Ehrenzeichen.

Ueber die Geschichte der Kirche und Gemeinde Hummel sei noch aus der vom Ortsgeistlichen herausgegebenen Kirchenchronik folgendes mitgeteilt: Das Hummeler Gotteshaus ist in den Jahren 1656—1659 von dem frommen Grundherrn Hans Ernst von Hocke „den bedrängten evangelischen Christen zu gutte“, die in dem Erbfürstentum Slogau von der katholischen Obrigkeit um ihres Glaubens willen verfolgt wurden und keinen Gottesdienst halten durften, als sogenannte Grenzkirche im Gebiete des evangelischen Herzogtums Liegnitz hart an der Grenze des Slogauer Fürstentums errichtet und am vierten Sonntag nach Trinitatis 1659 eingeweiht worden. Neben den Evangelischen der jetzt eingepfarrten Ortshäften Nieder- und Mittel-Glaserdorf hat die Kirche lange Zeit auch den Evangelischen von Herbersdorf, Heinzendorf, Neuguth-Heinzenburg und Ober- und Nieder-Polkwitz als gottesdienstliche Erbauungsstätte gedient. Aus Anlaß der Jubelfeier hat die im Laufe der Zeit schon sehr schadhafte gewordene Kirche von außen und innen eine durchgreifende Renovation erfahren, wozu die Patrone und Gemeinde namhafte Opfer gebracht haben. Inmitten alter Bäume gelegen bietet das freundliche Gotteshaus mit seinem roten, weißgefugten Fachwerk, seinen dunkel abgesetzten Balken und grünbläulichen Fenstern, seinen lauschigen Anbauten und Eingängen, in welche zahlreiche Grabsteinplatten früherer Patronats- und Pfarrerfamilien eingefügt sind, das liebliche Idyll eines trauten, altherwürdigen Dorfkirchleins. Dem Aeußeren entspricht ein stimmungsvolles Innere, das einen harmonischen Eindruck macht. Decke, Emporen und Säulen sind unter Anlehnung an die zum Teil erhalten gebliebene alte Malerei mit barockartigen Flachornamenten und Arabesken bemalt. Besonders schön wirken Kanzel und Altar. Der letztere ist ein kunstvoller Flügelaltar aus dem Jahre 1661 und enthält wertvolle alte Bilder, unter anderen das heilige Abendmahl, Christus am Kreuz und die Auferstehung. Die beiden an den Emporen befindlichen großen, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammenden Oelgemälde sind

von dem Kunstmaler Burkert aus Breslau ausgezeichnet erneuert worden, die Altarbilder aber von dem herzoglichen Hofmaler Schübke in Kosenau. Das eine der beiden großen Bilder stellt die Familie des ersten Patrons dar, das andere zeigt den ersten Pastor Adam Koch (1659—1674) mit den Seinigen im Gebet auf der Flucht nach der Vertreibung aus seinem früheren Amte.

Der Schlesische Frauenverband in Görlitz

In den Tagen vom 5.—8. Mai fand in Görlitz die diesjährige Hauptversammlung des Schlesischen Frauenverbandes statt, der, dank der Propagandatätigkeit seiner Vorsitzenden Frau Marie Wegner bereits ein dichtes Netz von Vereinen über unsere Heimatprovinz gezogen hat und eine starke, in sich geschlossene und zielbewußte Organisation darstellt. Wenn auch in der schönen Sechsstadt an der Neiße sich nicht so viel Frauen zusammen gefunden hatten, wie seiner Zeit bei der Bundestagung in Breslau, so ist auch dort ernste, inhaltsreiche Arbeit geleistet worden. Wie hätte das auch anders sein können, drehten sich doch die Hauptverhandlungen um die höchst aktuellen Fragen der Jugendfürsorge und der Gesangenenfürsorge, denen ein ganzer Tag gewidmet wurde.

Als erste Referentin behandelte Fräulein Dr. jur. Annie de Waal aus Berlin, eine Mitarbeiterin der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge, die „Fürsorgeerziehung und die Jugendgerichtshilfe“. Die Rednerin gab eine Uebersicht über die einschlägigen Gesetze und deren Verschmelzung im Bürgerlichen Gesetzbuch und kam auf den jüngsten Zweig am Baume sozialer Fürsorge, der Jugendgerichtshilfe, zu sprechen, deren Aufgabe es ist, Ermittlungen vor der Verhandlung anzustellen, die freie Liebestätigkeit in der Verhandlung zu vertreten und die Schusaufsicht nach der Verhandlung zu übernehmen. Hierauf schilderte sie die Begründung und Entwicklung der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge in Berlin, empfahl einen ähnlichen lokalen Zusammenschluß aller Vereine, die sich nach dieser Richtung betätigen, und stellte die Schusaufsicht als eine hohe erzieherische Aufgabe hin, der sich in erster Reihe die sozial interessierte und geübte Frau widmen soll. Der Reichtum der Ideen, der in dem Vortrag enthalten war, führt zu einer lebhaften Diskussion, die alle einschlägigen Fragen — weibliche Vormundschaft, Alkoholismus, Wohnungsreform berührte und auch Gelegenheit gab, über die Einrichtungen des Fürsorgeausschusses in Görlitz und der erst vor kurzem begründeten Zentrale für Jugendfürsorge in Breslau zu berichten.

Reich an Anregungen war auch der Vortrag des Pastors Just aus Breslau, des Schriftführers der Schlesischen Gefängnisgesellschaft, der über „Gefangenenfürsorge“ sprach, an der Hand eines gründlichen historischen Materials die Entwicklung der Gefängnisgesellschaften schilderte und die Frauen für das schwere, aber segensreiche Werk, für das er eintrat, zu gewinnen suchte. Als Aufgabe der Frau stellte er hin: 1. die Fürsorge für die Familien der Gefangenen, die zwar Anspruch auf Armenpflege haben, aber nicht sinken dürfen, damit der heimkehrende Mann in seinem Hause den notwendigen Halt findet, 2. die Fürsorgepflege für die unter Polizeiaufsicht stehenden weiblichen Personen, denen dadurch die durch die polizeilichen Nachfragen entstehenden Unannehmlichkeiten und Schädigungen erspart bleiben, 3. die Fürsorge für die weiblichen Entlassenen, denen man Arbeit verschaffen muß und 4. die Fürsorge für die weiblichen Gefangenen, die allerdings den Besuch der Gefängnisse erfordert. Dieser Besuch ist den Pflegern der Gefängnisgesellschaften in allen dem Ministerium des Innern unterstehenden Gefängnissen allgemein erlaubt; in Schlesien ist er ihnen auch in den Gefängnissen gestattet, die unter der Verwaltung des Justizministeriums stehen. In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, wie ungern Frauen gerade diese letzte schwierigste Pflicht übernehmen. Dem-

gegenüber bemerkte Pastor Just, daß sich die Vorfürsorge von der Sorge für die Familien und für die Entlassenen trennen ließe. Als dankenswerte Anregung nahm er den Hinweis auf, den Einfluß des Landrats zu benützen, um in kleinen Städten die Frauen für das bedeutungsvolle Werk zu werben.

Am zweiten Tage, dem 7. Mai, wurden zwar in der Hauptsache interne Angelegenheiten des Verbandes behandelt; aber in den Berichten der angeschlossenen Vereine tauchten fortgesetzt die großen Fragen des Fortbildungsschulwesens, der Armen- und Waisenfürsorge, des Rechtsschutzes auf, die alle in inniger Berührung mit dem Hauptthema stehen. Aus Breslau konnte mitgeteilt werden, daß dort sechs Frauen in die Armendirektion eintreten werden, und daß der Vorstand der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute und Apotheker eine Kassendarztin in der Person des Fräulein Dr. med. Theresie Oppler angestellt habe. Bei der Behandlung der Arbeiterinnenfrage wurde die Notwendigkeit einer regen Agitation für die Beteiligung der weiblichen Krankenkassenmitglieder an den Wahlen zur Generalversammlung betont und auf die Organisation der Dienftboten hingewiesen, wie sie in Breslau in Angriff genommen worden ist. Eine Reihe von Kommissionen wurde für die einzelnen Arbeitsgebiete und auch für die Ausarbeitung von Petitionen gebildet, die gemäß rechtzeitig eingebracht und gut begründeter Anträge die beschränkte Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen und eine Revision der Landgemeindevorordnung und der Städteordnung zwecks Ausdehnung der kommunalen Rechte auf die Frauen fordern sollen. Ein anderer Antrag, der vom Kaufmännischen Verein weiblicher Angestellter zu Breslau gestellt war, lenkte die Aufmerksamkeit der Verbandsvereine auf die wichtige Frage der staatlichen Pensionsversicherung der Privatangestellten, der leider noch viele Frauenkreise teilnahmslos gegenüber stehen. Einstimmig wurde beschlossen, aufklärende Vorträge mit anschließenden Diskussionen halten zu lassen, während in betreff eines Antrags des Vereins für Fraueninteressen in Hirschberg, der in den Schulpapieren der Volksschüler das brandmarkende Wort „unverehelicht“ vor dem Namen der Mutter durch deren Standesbezeichnung ersetzt zu sehen wünscht, erst noch Erkundigungen einzugehen werden sollen, ehe weitere Schritte unternommen werden.

Wenn alle diese Verhandlungen sich naturgemäß mehr im Kreise der Delegierten abspielten, so war der Abend des 6. Mai einer öffentlichen Versammlung gewidmet, die sehr zahlreich besucht war. Fräulein Elsa Hielscher aus Panten bei Liegnitz sprach über „das kommunale Wahlrecht der Frau“ und forderte unter Hinweis auf die Verhältnisse in England und den nordischen Staaten die Ausdehnung der kommunalen Rechte auf die Frauen, die als Steuerzahlerinnen ein vollgültiges Anrecht darauf haben. Als zweite Referentin hielt Frau Marie Wegner einen Vortrag über „das politische Frauenstimmrecht“ und verlangte, was für die Männer so wenig ist, weil es auch der ärmste Mann besitzt, und für die Frauen doch so viel: Gerechtigkeit und das Stimmrecht! Der tiefe Eindruck der beiden Reden zeigte sich nicht nur darin, daß die Gerechtigkeit der Forderung auch von männlicher Seite volle Anerkennung fand, sondern auch in dem Wachstum des Schlesischen Vereins für Frauenstimmrecht, der eine Anzahl von Einzelmitgliedern gewann und seinen beiden Gruppen in Breslau und Liegnitz eine dritte in Görlitz angliedern konnte.

Mit der Wiederwahl des bisherigen Vorstandes schloß die erfolgreiche Tagung. Ihr reihte sich noch eine Mitgliederversammlung des Schlesischen Frauenstimmrechtsverein an, die sich mit Organisationsfragen befaßte, die Satzungen feststellte und ebenfalls einen Vorstand wählte. Dann war die Arbeit beendet, und die Gefelligkeit, die schon am Abend des 5. Mai mit dem fröhlichen Auftakt einer Begrüßungsfeier eingesetzt hatte, konnte nunmehr zu ihrem vollen Rechte kommen. Einem gemeinschaft-

lichen Besuche der Landeskronen, von deren Turm aus sich ein herrlicher Blick auf die Landschaft im goldigen Scheine der sinkenden Sonne bot, folgte am Sonnabend den 8. Mai ein wundervoller Ausflug. Die Frauen Zittaus hatten die Görlitzer und ihre Gäste eingeladen, mit ihnen auf dem Oybin eine Zusammenkunft zu haben, die sich im Laufe der Dinge zu einem frohen Verschwisterungsfeste der schlesischen und sächsischen Frauen gestaltete.

Ob auch der Nordwind wehte und Schneeflocken die Wagen umschwirrten, die den Bergen entgegenfuhren, man vergaß alles beim Anblick der steilen Felsen, auf deren Höhe sich die malerischen Ruinen der Raubburg und der Kirche erheben. Man schwelgte in Natur- und Kunstgenuss und nahm einen Eindruck mit sich, der niemals vergessen werden kann. Aber ebenso stark war der Eindruck, den das herzliche Entgegenkommen der Frauen Zittaus machte, die beim frohen Mahle ihre Gäste begrüßten und sie mit warmen Worten feierten. So schloß sich das gute Ende an den guten Anfang, und wer auch immer den Frauentag in Görlitz mitgemacht hat, wird seiner gedenken als eines Meilensteins in der Bewegung schon um deswillen, weil dort das gute Wort gesprochen ward: In der Zusammenarbeit der beiden Geschlechter, wie es durch das neue Reichsvereinsgesetz ermöglicht ward und sich in vollem Maße auf dem Gebiete der Jugendfürsorge verwirklicht, auf dem Gebiete der Gefangenenfürsorge laut Wunsch der Leiter der Schlesischen Gefängnisgesellschaft verwirklichen soll, in dieser Zusammenarbeit liegt das Heil der Zukunft. Das Zusammenwirken von Frauen und Männern überall im öffentlichen Leben wird zur Lösung der Frauenfrage beitragen und sie zum Verschwinden bringen. Rosa Urbach

Bildungswesen

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung versendet jeben ihren ausführlichen Jahresbericht über das Geschäftsjahr 1908, aus welchem hervorgeht, daß dieses gemeinsinnige Unternehmen, das seine Existenz im Jahre 1901 mit kleinen Anfängen begann, im Laufe weniger Jahre zu einer weit verbreiteten und segensreichen Tätigkeit sich entwickelt hat. Ihren Bestrebungen entsprechend hat die Stiftung ihre Hauptaufgabe in der Unterstützung kleiner ländlicher Volksbibliotheken mit guten Büchern und in der Herstellung guter Werke deutscher Dichter in billigen, dabei aber guten und dauerhaften Bänden gesehen. Sie hat bis zum Schlusse des Jahres 1908 insgesamt 168 565 Bände an Volksbibliotheken verteilt. In eigenen Büchern veröffentlichte die Stiftung in ihren Sammlungen „Hausbücherei“ und „Volksbücher“ bisher 56 Bände in zusammen 845000 Exemplaren. An Neuunternehmungen hat die Stiftung im vergangenen Jahre eine Verteilung von Büchereien an Krankenhäusern und Heilstätten, sowie an Feuerschiffe, Leuchttürme und Lotsenstationen in die Wege geleitet. Wer sich für diese wichtige Kulturarbeit interessiert, schreibe eine Postkarte an die Kanzlei der Stiftung in Hamburg-Großborstel mit dem Verlangen um kostenlose Zusendung des Jahresberichtes.

Der Verband obererschlesischer Volksbüchereien hat im Industriebezirk bereits gute Erfolge in seinem Kampfe gegen die Schundliteratur zu verzeichnen. Zu den 768 Bücherausgabestellen mit 196000 Büchern, die der Verband am 1. April 1908 umfaßte, sind im abgelaufenen Winter weitere 104 Ausgabestellen getreten; es gibt jetzt in Oberschlesien nicht mehr viel Schulorte, die keine Volksbücherei besitzen. Im Winter 1907/08 hatte der Verband 75 Schülersammlungen veranstaltet, die neben der Absicht, die Bücherleser allmählich auch zu Bücherliebhabern zu erziehen, natürlich auch die Verdrängung der schlechten Literatur zum Ziele hatten. Diese Ausstellungen sind im abgelaufenen Winter beibehalten und weiter ausgebaut worden; zur Verstärkung ihrer Wirkung hat der Verband z. B. das Flugblatt „100 gute Bücher“ in 40000 Abzügen verteilt, ebenso Lesenzeichen hergestellt, die durch einen entsprechenden Ausdruck demselben Zweck

dienten. In einer Broschüre, die im Oktober v. J. als Sonderabdruck der Zeitschrift „Die Volksbücherei in Oberschlesien“ erschienen ist, macht der Verband besonders darauf aufmerksam, daß der Kampf gegen schlechte Literatur solange nutzlos bleiben wird, als man nicht für entsprechenden Ersatz sorgt. Denn das Lesen selbst wird man unserer Jugend nicht abgewöhnen. Diese Broschüre, die am Schlusse ein Verzeichnis guter, billiger Schriften zum Preise von 2 bis 20 Pf. gibt, hat auch außerhalb Oberschlesiens vielfach klärend gewirkt.

Natur

Ein sterbendes Naturdenkmal. Jahrhunderte sind vorübergegangen, immer grünte und blühte die stolze Eiche, wie ihre fünf Schwestern auf demselben Wiesenplane bei Craye, Kreis Liegnitz, es jetzt noch tun. Nun hat die „dicke Eiche“, wie sie im Volksmunde allgemein heißt, die Blätter-Produktion so gut wie eingestellt, nur ganz wenige Zweiglein zeigen noch, daß noch nicht alles Leben in diesem Pflanzenriesen erloschen ist. Mit seinem 9,61 Meter Umfang, am Boden sogar 11 Meter, darf die Eiche als der stärkste Baum in Schlesien angesehen werden. Eisenfest ist seine Rinde, kein Messer vermag ihr etwas anzuhaben, wie Stahl so hart und kernig ist das Holz, und doch ist es wahrscheinlich, daß das Innere hohl ist. Das Bild seines Baues gleicht dem einer Ruine, nur die stählernen Hauptäste sind noch erhalten; was weich und schwach war, ist längst abgebrochen. Eine gewisse Architektur erfreut immer noch das Auge: der turmartige Stamm, sich etagenweise zergliedernd und Nester ausstendend, die an sich wieder hübsche Eichenstämme abgeben könnten. Wie recken und strecken diese Nester sich ins Weite, wie streben sie hoch hinauf und suchen Raum und Luft! Man wird auch dem sterbenden Naturdenkmal wegen seiner überragenden Bedeutung kein Leid zufügen, kein Holzgewinn wird lödend genug sein, diese eherne Pflanzengestalt zu zerbrechen. So mag sie noch lange den Stürmen trotzen und sie aushalten — den Kommenden zur Anschauung und Freude! Auch zum Gedächtnis — denn er ist zugleich eine weltgeschichtliche Stelle, der Boden, auf dem sie sproßte: hier schlugen die Blücher'schen am 26. August 1813 die französische Armee unter Macdonald. An einer andern der sechs Eichen findest du die Inschrift, die der Riesengebirgsverein anbringen ließ:

Wanderer, weilest Du hier im Schatten der herrlichen Eichen,

Laß der Vergangenheit Strom ziehn an der Seele vorbei!
Denke zumal, wie die Flur sich färbte vom Blute der Leichen,

Als einst Blücher mit Gott sprengte die Fesseln entzwei!
E.

Breslauer Sommerbühnen

Nachdem im Monat Mai im Liebich'schen Etablissement ein Berliner Ensemble sich mit schwachen Stücken und

schwachen Kräften vergeblich abgemüht hatte, eröffnete am ersten Juni die Direktion Ziegel vor einem ausverkauften Hause ihre Tätigkeit. Mit hinreichendem Temperament und gewinnender Liebenswürdigkeit verkörperte Alexandro Moissi den genialen Lumpen Dubedat in Shaws „Arzt am Scheidewege“. Das Stück des witzigen Zren, das sich von vielen anderen Arbeiten desselben Autors durch das Vorhandensein einer Handlung vorteilhaft unterscheidet, ist nach mancher Richtung hin so paradox, manche Personen sind so stark karikiert, daß es als Ganzes nur einen Schatten dessen darstellt, was ein geistreicher Kopf wie Shaw aus einem Stoffe wie diesem hätte schaffen können. In der „Frau vom Meer“ verkörperte Irene Friesch zweimal mit ihrer großen reifen Gestaltungskunst die Titelrolle. Albert Wasser-
mann, der nächste Gast, schuf mit seinem Begleiter in



phot. Clemenz in Liegnitz

Die „dicke Eiche“ bei Craye Kreis Liegnitz

hasten Satire Macchiavells hat der moderne Nachdichter eine stark verwässerte Mischung von keckster Erotik und sentimentaler Mondscheinpoesie gemacht. Bestehend sind die mit weniger Ausnahmen eleganten Verse Egers, in denen zahlreiche gute Pointen stecken. In der Auf-
führung bewiesen die Mitglieder des Ziegelschen Ensembles, daß sie sämtlich eine Versrolle mit Geschmack durchführen können. Besonders sei Herrn Treptow's gedacht, der als gehörnter Satte alle Register seiner lebenswürdigen Komik zog. Hartlebens Einakter „Die sittliche Forderung“, von Frau Horwitz und Herrn Reßler wirksam dargestellt, half zuerst neben „Mandragola“ den Abend füllen, bis schließlich Otto Erich Hartlebens gehaltvolle Komödie von dem Pariser Schwank „Der selige Otave“ abgelöst wurde. Die einzige dankbare Rolle, welche dieses mäßige Produkt einer französischen Doppelfirma enthält, gab Herrn Treptow Gelegenheit, sein Talent, das dem seines großen Berliner Kollegen Alexander verwandt ist, im hellsten Lichte zu zeigen.

Sudermanns theatralischem Steinmehedrama „Stein unter Steinen“ eine für den berühmten Charakterdarsteller nicht gerade glänzende Leistung Dagegen war er als College Crampton von erschütternder Echtheit. Für alle Regungen in der Seele des haltlosen genialen Malers fand er ergreifende Ausdrucksmittel. Dem Schmerz des aus seinem Amte Gejagten, dem Künstlerstolz des durch den Alkohol tief Gefunkenen und der Vaterliebe des zu neuem Leben Erweckten ließ Bassermann Töne, die mit unwiderstehlicher Gewalt ans Herz griffen. Neben diesen literarischen Lederbissen, die uns die rührige Direktion Ziegel bescherte, wurde auch die leichte Kost nicht vergessen. Mehr als zwanzigmal hüpfte das graziose Pariser Dämchen „Amelie“ als liebliche Augenweide über die Bretter der Liebich'schen Sommerbühne und unsere Leutnants (O diese Leutnants!) erstritten in einem mäßigen Schwank von Kurt Kraas einen nicht allzu nachhaltigen Sieg. Erfolgreicher war die Direktion mit der nächsten Novität der dreiaaktigen Renaissancekomödie „Mandragola“ von dem jungen Wiener Autor Paul Eger. Aus der derben, her-
zigen

Das Schauspielhaus hatte seine Sommerspielzeit mit der Wiederaufnahme von „Gretchen“ und der „Römischen Komödie“ nicht gerade glücklich eingeleitet. Erfolgreicher war es mit dem „Dorfstyrann“, über den wir gelegentlich der Breslauer Festwoche bereits eingehend in diesen Spalten berichtet haben. Anna Schramm, die berühmte komische Alte des Berliner Schauspielhauses, übte während ihres Gastspiels eine starke Anziehungskraft aus. Ihr unerföpplicher, aus dem Borne echterer Natürlichkeit quellender Humor vermochte es, uns die behäbige Komik des guten, alten Benedix genießbar zu machen und die Kunst der großen Humoristen nötigte uns selbst in Lindaus unlustigem Lustspiel „Ein Erfolg“ ein herzliches Lachen ab. „König Immergrün“, ein Lustspiel von Maurice Hennequin und Felix D'Uquesnel erlebte in dieser Sommeraison mit freundlichem Erfolge seine deutsche Uraufführung. Das nicht gerade originelle Stück enthält doch soviel Witz und gallische Liebeshwürdigkeit, daß es unter die besseren Importen, die wir in der letzten Zeit aus Frankreich bezogen, zu rechnen ist. Die Sensation dieser Saison bildete das Gastspiel des Hofburgschauspielers Josef Rainz. Mit der Darstellung einer Charakterrolle einer klassischen Liebhaberrolle und einer komischen Rolle bezweckte Rainz, den Beweis für seine umfassende Vielseitigkeit zu erbringen. In José Chégarays antiquiertem Drama „Galeotto“, das den unheilvollen Einfluß des „großen Verleumders“, des Publikums, das ohne böse Absicht über andere Schlechtes redet, — an einem konstruierten Beispiel erhärten soll, spielte Rainz den jungen Schriftsteller Ernesto. Im Anfang sahen wir einen eleganten Sprechkünstler, einen Meister in der Kunst des Phrasierens und Modulierens, doch dann, als Temperament und zwingende Zimmerlichkeit am Platze gewesen wären, hatten wir nur Gelegenheit den Virtuosen Rainz zu bewundern, der sich bei der univerrfellen Fülle seiner Ausdrucksmittel den Luxus gestatten konnte, den Künstler Rainz nicht ins Treffen zu führen. Ungleich besser schnitt der gefeierte Gast als Romeo in Shakespeares unsterblichen Trauerspiel ab. Dem feurigen Veronesen ließ er all seine hinreißendes Temperament, hier schöpfte er mit vollen Händen aus dem schier unerschöpfbaren Borne seines gigantischen Könnens. Zwar gab es hin und wieder Momente, in denen nasale Gesangslaute den Strom seiner bestechend wohlklingenden Rede störend unterbrechen, aber diese wenigen Momente reichten bei weitem nicht aus, um die nahezu ideale Verkörperung des romantischsten aller Liebeshelden zu beeinträchtigen. Neben diesem überragenden Partner hielt sich die sympathische Julia das Fräulein Reimann recht wacker. Im übrigen wurde die Aufführung, die der heiteren Seiten durchaus nicht ermangelte, durch die Unzulänglichkeit der Besetzung und einige Ausstattungsuriosia einigermaßen beeinträchtigt. In seiner dritten Gastrolle, dem Küchensingen Leon in Grillparzers „Weh dem, der lügt“, hatte Rainz Gelegenheit, die schöpferische Kraft seines Humors umfassend zu betätigen. Bis auf den großen Monolog im vierten Akt, den der Gast ziemlich nüancenlos herunterbrüllte, war sein Leon eine scharfumrissene, lebensprägende Figur, ein Meisterstück glänzender Charakteristik, das Beste, was uns Rainz bei seinem diesjährigen Gastspiel bescherte. Als Lückenbüßer, der die Pause bis zum Erscheinen des nächsten Gastes angenehm ausfüllte, mußte Wolzogen-Schumanns immer wieder gern gesehenes Lustspiel „Die Kinder der Exzellenz“ dienen. Die gut besuchten Häuser und der starke Beifall, den die Komödie dank der ausgezeichneten Darstellung fand, werden der Direktion gezeigt haben, daß sie einen glücklichen Griff getan hatte. In dem neuesten Werke „Schönthans „Lori Polniger“, das er in Gemeinschaft mit Oesterreicher verfaßt hat, stellte sich Charlotte Waldow vom Wiener Volkstheater dem Breslauer Publikum vor. Das Stück besteht eigentlich nur aus einer Paraderolle, welche die Gätin in unverfälschtem Wiener Dialekt, mit starkem Temperament und frischem, ursprünglichem Humor verkörperte. Um diese

Hauptperson herum bewegen sich einige Gestalten, die sämtlich nicht über den Rahmen des Schemenhaften hinausgekommen sind.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß das Loetheater durch wenig glückliche „Invasionen“ verschiedener Wiener Ensembles unseren beiden ständigen Sommerbühnen Konkurrenz zu machen versuchte.

Breslau, Juli 1909.

Fritz Ernst

Personliches

Der Oberbürgermeister von Liegnitz, Geheimer Regierungsrat Dertel, dessen Bildnis von Helene E. Schulz für die Stadt Liegnitz wir in Beilage 40 bringen, wird am 22. August 69 Jahre alt. Er stammt aus Osterfeld in der Provinz Sachsen. Von seinen Eltern ist noch der Vater am Leben, der 92 Jahre alt und noch sehr rüstig ist. Ottomar Dertel besuchte das Domgymnasium zu Naumburg a. S. Am 7. Mai 1859 wurde er zu Jena als stud. jur. et cam. immatrikuliert. Ein Jahr später besuchte er die Universität Halle a. S. und absolvierte im Mai 1861 seine erste Staatsprüfung zum Auktultator, nach der er an das Kreisgericht in Torgau zur Beschäftigung überwiesen wurde. Dort trat er auch im Oktober 1862 als Einjährig-Freiwilliger beim 4. Thüring. Regt. Nr. 72 ein. Im Dezember 1863 erledigte er mit dem Prädikat „Gut“ die Referendariatsprüfung und wurde ein halbes Jahr später auf seinen Wunsch als Kammergerichtsrater nach Berlin versetzt. Im Herbst 1867 bestand er wiederum mit „Gut“ das Gerichts-Ässessor-Examen und wurde nach Cöpenick überwiesen. Dort entschloß er sich zur Kommunalverwaltung überzutreten und wurde im Dezember 1868 zum Bürgermeister dieser Stadt gewählt. Im Juli 1871 kam er als Syndikus nach Liegnitz und wurde daselbst am 6. Dezember 1872 als Bürgermeister eingeführt. 1874 nahm er als Premier-Leutnant der Infanterie im 2. Bat. des hiesigen 2. Westpr. Landwehr-Regts. Nr. 7 seinen Abschied, nachdem er 1866 als Sekondeleutnant den Feldzug bei der Mainarmee mitgemacht und bei dieser auch an mehreren Feuergefechten teilgenommen hatte. 1875 erhielt er aus Anlaß der Anwesenheit S. M. Wilhelm I. den Titel Oberbürgermeister. 1890 wurde ihm bei Gelegenheit der Kaisermanöver der rote Adlerorden IV. Klasse verliehen. 1891 wurde ihm die Erlaubnis zum Tragen der Amtskette zu teil. 1893 erhielt er die Befugung als Mitglied des Herrenhauses. Am 9. Juni 1897 wurde ihm aus Anlaß der Grundsteinlegung des Kaiser Wilhelm-Denkmal vom Kaiser persönlich der rote Adlerorden III. Klasse mit der Schleife überreicht. Am 7. Dezember desselben Jahres beging er sein 25jähriges Amtsjubiläum. 1904 erhielt er gelegentlich der Grundsteinlegung zur Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche den Titel Geheimer Regierungsrat und bei Einweihung dieser Kirche (am 6. Juni 1908) wurde ihm der Kronenorden II. Klasse verliehen, nachdem er auch bei anderen Gelegenheiten wiederholt von Majestät ausgezeichnet worden war, wie z. B. bei den Kaisermanövern 1906, wo ihm Majestät zur Kräftigung seiner damals sehr angegriffenen Gesundheit mehrere Flaschen Steinberger Kabinett mit seinem Bilde überbringen ließ. Er ist auch der Verfasser des Kommentars zur Städteordnung, die 1883 erschien und 1907 die 4. Auflage in entsprechend veränderter Form erlebte.

Wenn die Stadt Liegnitz in den letzten vier Jahrzehnten einen bedeutamen Aufschwung nahm und aus der Kleinstadt in die Reihe der größeren Städte von über 60 000 Einwohner eintrat, auch sonst wohl Geltung erhielt als vortrefflich verwaltetes Gemeinwesen, so hat den größten Anteil daran der Oberbürgermeister dieser Stadt. Fast vier Jahrzehnte waltet Ottomar Dertel seines Amtes mit seltener Hingabe und nie versiegender Kraft. Seine Arbeit vom frühesten Morgen bis zum späten Abend jabraus jahrein, durch nichts unterbrochen, gilt lediglich der Kommune. Die Liegnitzer wissen aber auch, was sie an ihrem Oberbürgermeister haben und verehren ihn, wie keinen anderen,



phot. Mielert in Sprottau

Mutter Rampe

Eine Seltenheit im preussischen Schulstaat. Das niederschlesische Dorf Millau (Kreis Sprottau) darf sich rühmen, eine 82jährige Industriellehrerin zu besitzen. Die Greisin, Mutter Rampe genannt, ist die älteste Handarbeitslehrerin im Königreich Preußen und wohl auch in Deutschland. Trotz ihres hohen Alters versteht das Mütterchen ihren Dienst mit bewundernswerter Frische und ganz den Anforderungen der Regierung entsprechend, leider bis vor kurzem noch für ein Entgelt von nur 15 Mk. jährlich. In einem Alter, in welchem Lehrkräfte gewöhnlich schon an den Uebertritt in den Ruhestand zu denken beginnen, ist Mutter Rampe erst in den Schuldienst eingetreten, den sie seit nunmehr 30 Jahren ununterbrochen fortführt.

F. Mielert

Am 7. Juli ist in Breslau der **Rgl. Forstmeister a. D. Viktor Graf von Matuszka**, Frhr. von Toppolczan und Spaetgen im Alter von 85 Jahren gestorben. Der Verstorbene war nach der „Schles. Zeitung“ am 13. Juni 1854 zu Alt-Lässig, Kr. Waldenburg, geboren, besuchte das Matthias-Gymnasium in Breslau, studierte Jura und Kameralia auf der Universität zu Breslau, und Forstwissenschaften auf der Forstakademie zu Eberswalde, bestand 1848 das Examen, verwaltete vom Herbst 1849 ab die Forstassessorstelle bei der Regierung zu Düsseldorf, wurde 1851 als Oberförster (nach Schleusingen (Regierungsbezirk Erfurt) und 1855 als solcher nach Schöneiche (Reg.-Bez. Breslau) versetzt. 1863 trat er als Forstinspektor in das Regierungskollegium in Oppeln ein, erhielt 1867 den Titel eines Forstmeisters und wurde 1869 zum Forstmeister befördert. 1869/70 war er Mitglied der Forstoberexaminationskommission zu Berlin, wurde im Frühjahr 1873 an die königl. Finanzdirektion zu Hannover versetzt, schied jedoch, ohne diese Stelle anzutreten, aus dem Staatsdienste aus. Im preussischen Abgeordnetenhaus hat er von 1874 bis 1892 den Wahlkreis Oppeln vertreten. Er hinterläßt zwei Söhne, den Oberlandesgerichtsrat Dr. jur. Emme Grafen Matuszka in Breslau und den Privatgelehrten der Geologie Dr. phil. Franz Grafen Matuszka in Berlin.

Chronik

Juli

1. Die Ausstandsbewegung der Maurer und Zimmerer in Oberschlesien nimmt von Tag zu Tag an Umfang zu.

2. In Gleiwitz beginnt der 10. Kongreß für Volks- und Jugendspiele und dauert bis 5. Juli.

Der andauernde Regen der letzten Tage, der zeitweise in solchen Mengen in Schlesien niederging, daß eine Hochwasserkatastrophe zu befürchten war, hört auf.

3. Das Breslauer Polizei-Präsidium feiert sein hundertjähriges Bestehen.

5. In Leobschütz wird die 67. Generalversammlung des Schlesischen Fortvereins eröffnet.

6. Kardinal Ropp vollständig genesen begibt sich nach seiner Sommerresidenz Johannesberg in Oesterreichisch-Schlesien.

Beim Talsperrenbau in Mauer sind bei einer Fahrt durch den Umlaufstollen ein Ingenieur, ein Techniker und ein Bauführer ertrunken.

Das Kronfideikommiss Erdmannsdorf nebst Schloß und Park wird an den Amtsrat Richter in Schönau, Kreis Neumarkt verkauft.

Der Ostdeutsche Handwerkskammertag tagte vom 4.—6. in Rattowitz.

7. In Breslau zeigen sich die ersten Rollschuhläufer auf den asphaltierten Straßen.

Das Typhusgebiet in Altwasser wird durch eine Regierungskommission besucht; bis heute sind 559 Erkrankungen gemeldet, von denen 22 tödlich verlaufen sind.

10. Die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Breslau begeht feierlich den 400jährigen Geburtstag des Genfer Reformators Johann Calvin.

11. Die Trebnitzer Schützengilde feiert ihr 300jähriges Jubiläum.

13. Die starken Regengüsse der letzten Tage bringen ein neues Hochwasser der Oder, das aber einen normalen Verlauf nimmt.

15. Der Ausstand im ober-schlesischen Baugewerbe dauert fort.

Die Toten

Juni

28. Rentier und Ratsherr Alwin Frey, Freiburg i. Schlef., 62 Jahre.

30. Gutsbesitzer Georg Arnold, Breslau, 45 Jahre.

Juli

1. Rentier Prager, Rawitsch, 79 Jahre.
Apothekenbesitzer Karl Krause, Reichenbach i. Schlef., 52 Jahre.

2. Rittergutsbesitzer Wilhelm Thau, Schloß Goldmannsdorf.

3. Subdirektor Emil Brinkmann, Breslau, 64 Jahre.

4. Elisabeth von Bratel, Schmiedeberg.

Rechtsanwalt Proskauer, Breslau.

5. Professor Dr. Emil Bohn, Breslau.
Stadtbaurath a. D. und Stadtältester Ernst Mathioszek, Striegau.

6. Rechnungsrat Röhmer, Liegnitz, 61 Jahre.
Rechnungsrat Scharmann, Breslau, 67 Jahre.

7. Architekt Mann, Königshütte O.-S.

Rgl. Forstmeister a. D. Viktor Graf von Matuszka, Frhr. von Toppolczan und Spaetgen, 85 Jahre.

8. Sanitätsrat Dr. Paul Neumann, Schweidnitz, 61 J.
Ranzleirat Otto Pardek, Breslau.

9. Magistrats-Sekretär Schmiedicke, Breslau.
Professor Willy Hamacher, Bad Reinerz.

11. Frau Kaufmann Elisabeth Grzib, Oppeln.

12. Frau Elisabeth Frobel, Breslau.

Rektor Karl Schröter, Breslau.

13. Professor Dr. Walthar Volkmann, Breslau, 52 Jahre.

14. Lehrer em. Speer, Ohlau.

Fabrikdirektor Walter Steinhardt; Berlin (Ratibor).

15. Mühlenbesitzer Siegfried Bielschowsky, Breslau.



Hoch hinauf!

Irrefahrten einer leidenschaftlichen Seele

Von Paul Albers

(1. Fortsetzung)

Einen ganzen Sturm von Gedanken hatte er durch diesen Rat in der Seele des Gemeindevorstehers heraufbeschworen. Sein Sohn ein Geistlich! In seinen Augen war der Herr Pfarrer der bedeutendste Mann der Welt. Auf dem Landratsamte hatte er wohl hin und wieder mit dem Landrat verhandelt und herausgeföhlt, wie sehr dieser Herr auf seine Macht pochte. Auch auf dem Gericht war er einige Male als Sachverständiger gewesen und hatte den Amtsrichter die Parteien anrängen gehört. Allein, das war doch Alles nichts dagegen, wenn der hochwürdige Herr Pfarrer im prunkenden geistlichen Ornat die heilige Messe sang oder von der Kanzel auf seine sündigen Parochianen herabdonnerte. Denn dazu hatte er als Stellvertreter Gottes ein Recht. Und sein Hannes, der jetzt die Gänse und Schweine hütete, sollte auch einmal im Besitze dieses Rechtes sein! Das wollte ihm nicht in den Kopf.

Als daher die letzte Weizenfuhr unter Fach und Dach gebracht worden war und er seine Leute in die Schänke geschickt hatte, zog er den schwarzen Sonntagsrock an und suchte trotz des Regens den Lehrer auf.

„Herr Lehrer — sagte er —, was Sie mir da gestern mitgeteilt haben, läßt mir keine Ruhe. Denn warum? Das ist doch wohl zu hoch hinauf?“

„Nein, Herr Nachbar — erwiderte Kotremba. Unser Herr Pfarrer ist ja auch nur einfacher Leute Kind. Seine Familie war sogar arm. Das hat er mir selbst erzählt. Sie sind aber Besitzer eines schuldenfreien, dreihundert Morgen großen Hofes.“

„Nicht ganz schuldenfrei — warf Merten ein — Ich habe Sparkassengelder drauf.“

„Ach, die kleine Hypothek! — fuhr der Lehrer fort. — Warum sollten Sie Ihren Jungen nicht studieren lassen, wenn er Talent hat? Und er hat Talent. Ein bißchen flatterhaft und verträumt ist er. Aber das gibt sich mit den Jahren. Wenn Sie wollen, begleite ich Sie noch heut zum Herrn Pfarrer. Es läßt ja zu regnen nach. Nachher gehen wir in's Wirtshaus und trinken ein Glas Bier. Warten Sie einen Augenblick, ich ziehe mir auch nur einen besseren Rock an. Meine Hauskluft hat schon überall Löcher, wie Sie sehen.“

Wenige Minuten später schritten die beiden Männer nach dem Pfarrhaus, das auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Kirchlein lag. Ein einstöckiges, im Rohbau ohne jeden Schmuck aufgeführtes Gebäude mit einem hohen Schieferdache. Ernst und melancholisch blickte es auf das Gotteshaus, das im dreißigjährigen Kriege aus Holz gezimmert worden war. Solch' ein Gotteshaus, wie es deren viele noch in der Gegend gab, erzählte stumm, aber eindringlich von der Nichtigkeit alles Erdenseins und den grauen Schauern der Vergänglichkeit. Aber Merten hörte nichts von der Erzählung; denn sein ganzer Kopf war voll von leuchtenden Zukunftsbildern. Hochklopfenden Herzens betrat er nach dem Lehrer das Pfarrhaus.

In dem geräumigen Hausflur stand Lene, die Pfarrwirtin, an einem blickblanken Butterfasse und butterte. Sie war eine Nichte des geistlichen Herrn und hatte vor sechs und zwanzig Jahren — gegenwärtig zählte sie neun und vierzig Lenze — ihr Amt angetreten. In erster Reihe lag ihr die Pflege und das leibliche Wohl ihres Oheims ob. Man sah es seiner Wohlbeleibtheit an, daß sie ihre Pflichten genau nahm. Aber auch im Stall, im Garten und auf dem Pfarracker sah die „Frelka“, das Fräulein, wie sie allgemein genannt wurde, nach dem Rechten. Der Kreis ihrer Tätigkeit reichte indessen noch weiter. Denn allsonntäglich nahm sie die Kupfermünzen aus dem Klingelbeutel in Empfang, zog die Meßstipendien ein, kaufte, sobald eine größere Summe bei einander war, schleißische vierprozentige Pfandbriefe, füllte die Formulare für die pfarramtlichen Bescheinigungen bis auf die Unterschrift aus und setzte gemeinschaftlich mit dem Küster diejenigen Tage fest, an denen Hochzeiten, Kindtaufen und andere kirchliche Handlungen vorgenommen werden sollten. Mit einem Worte, sie befreite ihren Herrn von allen Sorgen und Mühen bis auf diejenigen, die nur er selbst auf Grund seiner *missio canonica* erledigen konnte und mußte. Gleichwohl bekam ihr ihre umfangreiche Tätigkeit nicht schlecht. Denn im Laufe der Jahre gab sie an Körperfülle derjenigen ihres hochwürdigen Herrn Onkels nichts nach.

„A panie Rektor, co nowego? Was Neues?“ rief sie freundlich den Eintretenden entgegen.

Sie liebte es nämlich, obwohl sie die deutsche Sprache völlig beherrschte, das Deutsche mit dem Wasserpollakischen zu vermengen.

„Könnten wir in einer privaten Angelegenheit den hochwürdigen Herrn Onkel sprechen?“ fragte der Lehrer bescheiden.

„Czemu nie? Warum nicht? — lachte sie — Herren, wie Sie Beide, verstehen ja unter „privater Angelegenheit“ nicht anpumpen. Denn Sie glauben gar nicht, wie oft man angeknorrnt wird. Als ob das Geld bei uns in Schaffeln einginge. Aber bitte, gehen Sie nur hinein. Der Herr Onkel studieren gerade.“

In seinem einfachen, aber behaglich eingerichteten Studierzimmer saß Pfarrer Krause, aus einer langen Pfeife schmauchend und las in den „Stimmen aus Maria-Laach.“ Neben ihm stand eine halb geleerte Flasche alten Ungarweins. Seine klugen, menschenfreundlichen Augen blickten schalkhaft in die Welt hinein. Er war ein einfacher Mann mit ruhigem Kopfe, ohne Phantasie und Nervosität. Ueber die großen Fragen der Menschheit, über die dunklen Welträtsel hatte er nie nachgedacht. Er war kein Modernist, sondern hielt blindlings die Offenbarung für absolute und unerschütterliche Wahrheit, an der man nicht deuteln und fürwichtig rütteln dürfe, ohne sich einer schweren Sünde gegen den heiligen Geist schuldig zu machen. Deshalb geriet er nie in Gewissenskonflikte. Den Anschauungsboden, auf dem er aufgewachsen war, verließ er nicht. Als Sohn eines armen Neustädter Akerbürgers und Schusters hatte er unter harten Entbehrungen das Gymnasium absolviert. Auf der Universität sorgte die geistliche Behörde für sein weiteres Fortkommen. Volle sechs und zwanzig Jahre wirkte er mit einer einzigen Unterbrechung auf seiner Czirglowitz Dorfpfarre. Man hatte ihn nämlich wider seinen Willen einmal in den Reichstag gewählt. Er ging nach Berlin, weil er es für seine Pflicht hielt. Er stimmte ab, wie es seine Gesinnungsgenossen verlangten. Er hätte wohl auch nach seiner Weltauffassung nicht anders abstimmen können. Die Redegabe war ihm nicht versagt; aber er empfand keine Freude daran, sich im Abgeordnetenhanse einen Namen zu machen. Er seufzte erleichtert und wie von einem Alp befreit auf, als er in sein stilles Dorf wieder zurückkehren durfte. „Einmal und nie wieder!“ schmunzelte er vor sich hin. Sein kräftiger Körper wuchs und dehnte sich förmlich, als er wieder „seine Lust“, atmete. „Lene, besorg' das Andere!“ sagte er und ging durch die Felder. Lerchen frohlockten über ihn; Lerchen begrüßten ihn: „Bist Du wieder da, Herr Pfarrer? Bleib Du nur hübsch hier in Deinem Dorfe!“ —

Als Rotremba und Merten das Zimmer betraten und demütig: „Gelobt sei Jesus Christ!“ grüßten, blickte er halb unwillig auf und sagte: „In Ewigkeit Amen! Na, ja . . . Ich sehe schon, Ihr bringt wieder eine Menge „Amtliches“. Seht nur, Lene wird's schon besorgen.“

Der Lehrer räusperte sich verlegen:

„Nein, Hochwürden . . . hm! hm! Dies Mal kann's das Fräulein doch nicht. Wir wollten nämlich . . . hm, hm . . . Wir wollten nämlich bitten, den kleinen Hannes im Lateinischen zu unterrichten. Der Junge hat viel Talent und soll auf „Geistlich“ studieren. Hm!“ :

Krause erhob den markigen Kopf und schob die Hornbrille auf die Stirn. Er sann einen Augenblick nach. Eine Erinnerungsblicke durch seine Gedanken. Eine ähnliche Bitte hatte vor langen, langen Jahren sein alter Vater dem Neustädter Stadtpfarrer vorgetragen. Gewiß, das war lange her. — —

„So—o—o— sagte er gedehnt. — Na ja! Talent! Talent! Ihr im Dorfe meint gleich, ein Junge sei ein Talent, wenn er das Bissel Schreiben und Lesen besser besorgt, als die übrigen Faulpelze und Schwachköpfe. Aber, wenn Sie mir es versichern, Sie Dorfgelehrter . . . na! So schickt mir den Bengel einmal her! Wir wollen sehen, was mit ihm los ist. Lohnt sich's, so bereite ich ihn bis Obertertia vor. 's wär' mir sogar eine ganz angenehme Abwechslung.“

Tiefgerührt küßte der Gemeindevorsteher dem Pfarrer die Hand und sagte: „Bezahlt's Gott, Hochwürden!“

Schnell verließ er mit dem Lehrer das Pfarrhaus.

Das Gewitter hatte sich verzogen und in wunderbarer Bläue lachte der Himmel. Die Abendsonne warf ihre rotgoldenen Strahlen auf das nasse Laub der hohen Linden und glitzerte buntfarbig in den Milliarden Regentropfen. Frisch und leicht atmete rings die ganze Natur.

Auch Merten atmete erleichtert auf und hätte am Liebsten den Lehrer umhalsst und geküßt.

„Sehen Sie — sagte dieser —, daß ich Recht hatte? Nun ist's so gut, wie gewiß! Ich bange um Hannes nicht. Hochwürden wird sich schon überzeugen! In zehn bis elf Jahren ist Ihr Junge Pfarrer!“

„Die Freude wollen wir begießen. Kommen Sie, Herr Lehrer, wir trinken bei Woitalla eine Flasche Wein. Denn warum? Sie haben mir ein großes Glück bereitet.“

„Das soll erst noch kommen, Herr Merten. Aber es wird kommen! Der Franz, Ihr Aeltester, übernimmt doch einmal den Hof. Ihre Stasy ist kränklich. Wer weiß, ob sie heiratet? Dann hat sie bei Hannes eine gute Stütze und braucht sich von einer Schwägerin nicht scheel

ansehen zu lassen. Denken Sie doch! Was geht denn der „Frelka“, der Lene, ab?“

„Nu, ich will's meinen!“

Unter solchen Gesprächen näherten sich Beide der unterhalb des Friedhofes an der Dorfstraße gelegenen Schänke. Lauter Lärm drang aus den geöffneten Fenstern.

„Dort geht's lustig zu!“ sagte der Lehrer.

„Ich hab' den Leuten ein Faß Schnaps zum Besten gegeben“ — sagte der Gemeindevorsteher — „Denn warum? Sie haben sich sehr gesputet und mir den letzten Weizen noch trocken in die Scheune gebracht.“

„Wenn's nur keine Schlägerei und Messerstecherei gibt! Na — Zum Glück kommt ja dort der Gendarm wie gerufen. Da könnten wir eigentlich einen kleinen Skat machen. Denn der Voitalla spielt zu schlecht. — Der Mann hat hier sein Glück gemacht.“

„Nu, nu! — er kam wohl schon mit Geld in unser Dorf. Denn warum? Auf der Charlottengrube soll er sich als Grubenschmied ein hübsches Vermögen erworben haben.“

„Guten Abend die Herrn“, — rief der Gendarm, indem er vom Pferde stieg. — „Ich habe schon gehört. Ein kleines Erntefest, oder so 'was. Wenn wir drei dabei sind, wird's hoffentlich aber noch glimpflich ablaufen. Die verfluchten Messerstechereien in Oberschlesien!“

Er band seinen Gaul an eine vor der Haustür stehende Futterkrippe. Hierauf betraten sie gemeinschaftlich die Schänkstube. Dicker Tabaksqualm füllte trotz der geöffneten Fenster den schwülen Raum. Auf langen Bänken saßen die Männer und Weiber, lätschelten auf den Tischen herum, tranken, lärmten und liebkosten einander in derber Weise. Ihre Gesichter waren sämtlich schon vom Schnapsgenusse hochgerötet. Raum aber hatten die drei Dorfgewaltigen das Zimmer betreten, so verstummte für kurze Zeit respektvoll der Lärm. Voitalla sprang aus seinem „Schankfaß“, dem durch einen hölzernen Tisch von dem eigentlichen Schankzimmer getrennten Raume, hervor und führte die Herrn in das anstoßende Honoratiorenzimmer.

Lucas a non lucendo . . . Honoratiorenzimmer! — Ein wurmfichtiger, gelbpolierter Tisch aus Fichtenholz, sechs Stühle darum, ein uraltes „Kanapee“, dessen Polster in der Mitte eine tiefe Versenkung aufwies, ein Schränkchen mit Likörfläschchen und Tabakskisten, zwei buntgemalte Kaiserbilder, einige ebenso bunte Heiligenbilder und eine mattbrennende, von der geschwärzten Decke herabhängende Petroleumlampe bildeten die Ausstattung dieses für vornehmeren Besuch bestimmten Gemaches. Aber es hieß „das gute Zimmer!“

„Herr Voitalla! Bringen Sie uns eine gute Flasche Wein und die Skatkarten. Denn

warum? Mein Getreide ist trocken eingefahren und“ — sagte Merten, indem er listig lächelnd Rotremba anblinzelte.

„Na nu! Was ist denn noch, „und“, Herr Gemeindevorsteher?“ forschte neugierig der Gendarm.

„Wir werden's Ihnen später mitteilen“, flüsterte ihm Rotremba ins Ohr.

Auch Voitalla war neugierig geworden. Doch durfte er anstandshalber nicht fragen und verließ das Zimmer. Nunmehr erst teilten Merten und der Lehrer dem erstaunten Gendarm ihre Pläne eingehend mit. Er billigte sie und entschied widerspruchslos, daß angesichts soltaner Umstände der Gemeindevorsteher nicht nur eine, sondern drei Flaschen Wein zum Besten geben müßte.

Voitalla beeilte sich auf Anordnung des Herrn Gendarmen noch die beiden fehlenden Flaschen herbeizuholen und überreichte ihm ein Spiel deutscher Karten, dessen Bilder und Zeichen in Folge Alters und Schmutzes kaum noch zu erkennen waren. Aber die schmierigen Rärtchen erfüllten doch ihren Zweck. Der Gemeindevorsteher verlor, — vielleicht absichtlich, vielleicht aus Zerstretheit, — heut über zehn Mark an seine beiden Partner. Seine Gedanken schwelgten in einer anderen Welt, — sie flogen hoch hinauf . . .

Kapitel 2.

Hannes ging jetzt täglich von vier bis fünf Uhr Nachmittags nach der Pfarrei, um lateinisch zu deklinieren und konjugieren. Der Herr Pfarrer nannte ihn Hans und deshalb nannten sie ihn in der Familie von nun ab auch nur noch Hans. Die Dorfschüler aber nannten ihn neidisch und spöttisch „Hans, den Lateiner.“

Hatte er sich schon früher von seinen Genossen gern abge sondert und lieber für sich geträumt und gegrübelt, so zog er sich jetzt gänzlich von ihnen zurück, weil sie ihn hänselten, kränkten und ärgerten, wo und wie immer sie nur konnten. Nur Rathrein, das blonde Schulmeister töchterlein, hielt nach wie vor treu und fest zu ihm. Wenn er, die lateinische Grammatik in der Hand, Vaters Schweine und sie ihres Vaters Gänse hüteten, so setzten sich beide nebeneinander auf einen Grenzhügel. Sie überhörte ihn. Sie lachte ihm schelmisch ins Gesicht, wenn er „amo, amas, amat, ich liebe, du liebst, er, sie, es liebt“ konjugierte. Sie fragte: „Wie heißt der Vogel dort oben in der Luft?“ „Alauda, die Lerche“ — erwiderte er stolz — „Alaudae, alaudae, alaudam, alauda.“ Ueber den Beiden aber sangen die Lerchen: „Tirili! Tirili! Hans Merten ist ein Lateiner geworden!“ Und die weißen Blümchen, die er wichtig tuend nur anemonae nannte, kicherten im Grase: „Hans

Merten ist ein Lateiner geworden, Hans Merten, — Hans-Narr!“

Was gingen ihn aber jetzt die Mitschüler, die Vögel und die Blumen an? Der Herr Pfarrer lobte ihn ja; der Herr Lehrer lobte ihn, und seine Eltern und die beiden Geschwister begegneten ihm mit einer gewissen Ehrfurcht und Scheu. Denn sie sahen in ihm schon den zukünftigen Pfarrer, der einst sogar dem Vater und der Mutter an Stelle Gottes Sünden vergeben dürfte. Sein kindliches Gemüt begriff diese Auffassung zwar noch nicht, aber unbewußt fühlte er dennoch heraus, daß man ihm jetzt zu Haus eine andere Behandlung zuteil werden ließ, wie früher.

Eines Tages sagte sogar der Vater zu ihm in feierlichen Tone: „Hans, von heut ab hütest Du nicht mehr Schweine und Gänse. Denn warum? Das paßt nicht für einen zukünftigen Studiosen und Priester!“

An sich berührte ihn diese Mitteilung unangenehm. Nur dachte er daran, daß Kathrein ja noch die Gänse hütete und sie ihn doch täglich überhörte.

„Zur Kathrein darf ich doch aber“, — fragte er, — wenn sie auch die Gänse hütet? Sie überhört mich mein Pensum.“

„Du kannst Dich neben sie setzen und Dich überhören lassen“, — erwiderte Merten. „Denn warum? Weil sie die Tochter unseres Herrn Rektors ist. Aber mittreiben darfst Du auch ihre Gänse nicht mehr.“

Schnurstracks lief Hans ins Lehrerhaus herüber und erzählte ganz stolz und selbstbewußt seiner kleinen Freundin, was ihm der Vater soeben ans Herz gelegt hatte. Er glaubte, durch diese Mitteilung auf sie Eindruck zu machen. Doch täuschte er sich.

„Wenn Du so dumm bist“, — sagte Kathrein — „und schämst Dich, mit mir die Gänse zu hüten, so nenn' ich Dich auch nur, wie die anderen Kinder, Hans-Narr und Hans, den Lateiner. Mag Dich doch Dein Vater überhören!“

„Das wirst Du nicht tun!“ — rief er leidenschaftlich. — „Dann hüte ich lieber mit Dir. Aber unten in euerer Schlucht, damit mich der Vater nicht sieht.“

Kathrein war es zufrieden und der alte Freundschaftsbund hatte keinerlei Schaden erlitten.

Indessen rückte auch die Zeit heran, wo Kathrein nicht mehr die Gänse hütete. Sie war vierzehn Jahr alt geworden und zum Abendmahl gegangen. Ihre Mutter beschäftigte sie jetzt in Haus und Küche. Deshalb traf sie seltener mit Hans zusammen, der nun von früh bis Abend hinter den Büchern in seinem Kämmerchen saß, um in wenigen Tagen sich prüfen zu lassen und

das Gymnasium zu beziehen. Blihschnell vergingen diese Tage und klopfenden Herzens fuhr er in Begleitung seines Vaters und des Pfarrers nach der Stadt.

Rotremba konnte die Rückkehr des geistlichen Herrn kaum erwarten. Ungeduldig ging er ihm zum Abendzuge nach dem, etwa eine Meile entfernten Bahnhofe entgegen. Doch schon auf halbem Wege begegnete er der leeren Pfarrkutsche, die einer Arche Noah nicht unähnlich sah und auf mindestens einen Kilometer Entfernung knarrend ihre Ankunft anmeldete.

„Wo sind Hochwürden?“ fragte er den Knecht.

„Ueber Feld zu Fuß zu Hause gegangen, damit das Ami sich etwas herumwildern kann.“

„Herumwildern!“ wiederholte lachend der Lehrer. Denn alles Andere vermochte dieser reguläre Fettklumpen von einem Hunde, nur nicht herumwildern. Schniefend keuchte er für gewöhnlich hinter seinem korpulentaen Herrn her.

Rotremba bog den Feldweg ein, den ihm der Knecht gewiesen hatte und stieß nach kurzer Zeit auf den Pfarrer.

„Also wie war's, Hochwürden?“ rief er ihm schon von Weitem entgegen.

„Besser, als wir gehofft haben“, erwiderte der Gefragte. „In allen Fächern hat er ein Gut herausgebissen. Am meisten erstaunten die Professoren über seinen deutschen Aufsatz. Das wird ein großer Kanzelredner werden! Geben Sie acht! Der kommt noch hoch hinauf!“

„Ja, hoch hinauf!“ bekräftigte Rotremba. „Und wo ist der Gemeindevorsteher geblieben?“

„Der hat sich vor Freude einen Rausch angetrunken“, lachte der Pfarrer, „und trifft erst mit dem Nachtzuge ein. Uebrigens habe ich den Jungen gut untergebracht. Der Alte hat ihn auf meinen Rat in einem Internat, so einer Art Convikt, in Pension gegeben. Dort darf er keine Dummheiten machen.“

Schnell verbreitete sich im Dorfe die Neuigkeit, und auch Kathrein klatschte vor Freude in die Hände. Ein gut Teil des Erfolges gebührte ja ihr. Denn wer mochte sagen, ob Hans ohne ihr Ueberhören die Aufnahmeprüfung bestanden haben würde?

Er war also nun Schüler der Obertertia eines Gymnasiums. Die Anstalt wurde, wenn sie auch einige wenige evangelische und jüdische Knaben mitbesuchten, in streng klerikalem Geiste geleitet. Zwei katholische Religionslehrer wirkten an ihr, von denen der eine während des Kulturkampfes Zuflucht in einem ausländischen Jesuitenloster gefunden hatte. Nach Beendigung dieses gewaltigen Kampfes war er in sein Vaterland zurückgekehrt und bemühte sich, die in jenem Kloster herrschenden Anschauungen nunmehr in die Herzen seiner Schüler zu verpflanzen.

(Fortsetzung folgt)



Die Vereinigung schlesischer Künstlerinnen

Die Vereinigung schlesischer Künstlerinnen wurde im Jahre 1902 gegründet und verfolgt den Zweck, die Standes-Interessen ihrer Mitglieder zu wahren, gemeinschaftliche Ausstellungen zu veranstalten und schlesische Künstlerinnen durch Aufnahme ihrer Arbeiten in die jeweiligen größeren Kunstausstellungen zu fördern. Und man muß es ihr zugeben, daß sie es verstanden hat, diese Zwecke, ursprünglich tote Paragraphen auf dem Papier, lebendig wirksam zu machen. Mit der Leitung von Elisabeth Nees von Efenbeck, Anna Gritschker-Kunzendorf und Marie Spieler können die Mitglieder ebenso zufrieden sein, wie diese mit dem von ihnen Erreichten.

Als ordentliche Mitglieder finden in die Vereinigung nur selbständige Künstlerinnen Aufnahme, die mindestens auf drei großen Ausstellungen in München, Dresden, Berlin oder Wien mit Arbeiten vertreten waren. Diese strenge Bedingung verhindert zwar ein rasches Anwachsen der Mitgliederzahl, gibt aber andererseits die Gewähr, daß nur tüchtige Künstlerinnen Zusammenschluß finden. Gegenwärtig zählt die Vereinigung dreizehn Mitglieder; eins, Fräulein von Frankenberg, ist seit der Gründung gestorben.

In Breslau stellte die Vereinigung jährlich aus und hatte abwechselnd auswärtige schlesische, aber nicht der Vereinigung angehörige Künstlerinnen dazu eingeladen. Es sei erinnert an die

vorzüglichen Arbeiten von Frau Wolff-Zimmermann in Königsberg, der Gattin unseres Landsmannes Prof. Heinrich Wolff, des bekannten Griffelkünstlers, an die feingestimmten schwermütigen Bilder der im Vorjahre verstorbenen Margarethe von Kurowski, von der das Schlesische Museum der bildenden Künste ein Bild besitzt, an die Porträts von Helene E. Schulz in Berlin, von der wir in Beilage 40 eine ihrer jüngsten Arbeiten, das Bildnis des Liegnitzer Oberbürgermeisters, Geheimrats Dertel, zeigen, an die Architekturen von Hedwig Rumpelt in Dresden und andere.

Jedes Jahr gingen aber noch umfangreichere Collectionen der Mitglieder, als die hier gezeigten in die Fremde, und die damit erzielten guten Erfolge sind ein Ansporn, auf der betretenen Bahn weiterzuwandeln. Das beste Zeichen für die auswärtige günstige Aufnahme der Schlesierinnen sind die wiederholten neuen Einladungen. Ausgestellt wurde in Dresden, Darmstadt, Weimar, Aachen, Wiesbaden, Mannheim, Meß, Karlsruhe, Stuttgart, Frankfurt a. M., Erfurt, Leipzig, Halle, Nürnberg, Hof, Cassel, Chemnitz, Zwickau, Hamburg, Kiel u. s. w.

Soweit es möglich war, sollen hier Arbeiten dieser Künstlerinnen, begleitet von einigen wenigen Lebensdaten, vorgeführt werden.



Gertrud Staats
Aus Rynau



Gertrud Staats
Dorfbach

Dora Seemann



Am Friedhof



Dora Seemann
Abend am Weiher

Else Bartsch entstammt einer alten Breslauer Familie. Ihr Großvater war lange Jahre hier Bürgermeister. Sie studierte an der Kgl. Kunstschule unter den Malern Professor H. Irmann und Josef Langer. Ihre feinen Gouachen — prächtige Blumenstücke — fielen schon auf den damaligen Schülerausstellungen sehr vorteilhaft auf. Nachher arbeitete sie kurze Zeit bei Frau Wiesinger-Florian in Wien, begründete, nach Breslau zurückgekehrt, eine Mal- und Zeichenschule und erweiterte ihr Schaffensgebiet mit bestem Erfolge durch emsiges Studium der Landschaft. (Abb. S. 550.)

Ebenfalls bei Professor Irmann begann die in Rendchen bei Wohlau in Schlesien geborene Helene Grande-Tüpke ihre Studien, um sich später unter Professor Peter Paul Müller in Gauting bei München der Landschaft zu widmen. Ihre selbständigen Studien-Reisen führten sie nach der Lüneburger Heide und an die See. Insbesondere die von ihr mit Vorliebe breit und naturwahr gemalten Heidebilder geben Zeugnis von einem starken dekorativen Talente. Seit wenigen Jahren ist die Künstlerin durch ihre Verheiratung mit dem Landschaftsmaler H. Tüpke an Breslau gebunden und unterhält eine gern aufgesuchte Mal-



Elise Nees von Efenbed
Azaleen



Margarete Trautwein
Kastanien

schule. Sie wird hier sehr gut vertreten durch ein Pastell, das das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau für seine Sammlung von malerischen Ansichten aus Alt-Breslau erwarb. (Abb. S. 554.)

Martha Giese ist geborene Breslauerin. Sie begann erst sehr spät mit ihrer künstlerischen Betätigung. Während eines langjährigen Aufenthaltes in England hatte sie viel Gelegenheit, gute Aquarelle zu sehen — bekanntlich sind die Engländer Aquarellisten par excellence — wodurch die schon vorhandene Vorliebe der Künstlerin für dieses Material gestärkt wurde. Frau Giese malt ausschließlich tonige, kraftvolle Aquarelle, deren Motive zumeist der Ost-Seeküste entstammen. Leider wird ihre Zeit durch die vielfältigen Interessen des Münchener Künstlerinnen-Vereins und der Damen-Akademie, die sie als Vorsitzende mit aufopferungsvoller Hingabe vertritt, überaus stark in Anspruch genommen und der eigenen malerischen Tätigkeit entzogen..

Ausschließlich dem Porträt und der figürlichen Darstellung hat sich die aus Konstanz OS. gebürtige Anna Gritschker-Kunzendorf gewidmet. Sie begann ihre künstlerische Laufbahn im Atelier von Marie Spieler in Breslau, das sie verließ um Schülerin von Professor Friedrich Fehr in München zu werden. In rastloser Arbeit reifte sie dort zur Künstlerin



Agnes Langenbeck-Zachariae
Azaleen

und ihr erstes größeres Bild, das sie mit einundzwanzig Jahren malte, fand Aufnahme in der Ausstellung der münchener Secession, von wo es in den Besitz der Knorr'schen Gemälde-Sammlung in München überging. Seit 1895 ist sie in Breslau ansässig und wirkt seit 1902 als Lehrerin an der Königl. Kunstschule. Eine stattliche Reihe Porträts und mehrere Altarbilder haben in dieser Zeit ihr Atelier verlassen. (Beilage 41.)

Als Tochter des bekannten Pastors Gerhard an der Elisabeth-Kirche wurde Elisabeth Kranz-Gerhard in Breslau geboren; sie besuchte anfangs die Kgl. Kunstschule unter Professor A. Bräuer, war kurze Zeit Schülerin des Malers Kreyher, ging darauf nach München, arbeitete dort bei F. Fehr und G. Schulze-Naumburg, wandte sich nachher nach Prag an Hermine Laukotska und beschloß ihren Studiengang bei dem Maler Joseph Anton Pepino in Dresden. Einem sich daran anschließenden mehrjährigen Aufenthalt in ihrer Vaterstadt folgte ihre Verheiratung und damit die Uebersiedelung nach Waldenburg in Schlesien. (Abb. S. 552.)

Agnes Langenbeck-Zachariae stammt aus Hannover und begann dort ihre Studien unter Professor Jordan; nebenher besuchte sie die Kunstschule des Gewerbe-Vereins, um neben ausgiebigen Studien nach dem lebenden Modell, Blumen und Stilleben, auch am Unterricht im Modellieren bei Bildhauer Gundelach teilzunehmen. Im Herbst 1892 — schreibt uns die Künstlerin — ging ich nach

Berlin, wo ich beiden Professoren Hugo Vogel, Starbina und Klein studierte. Darauf studierte ich in Paris bei Lucien Simon und besuchte auch die Akademie Julian. Später arbeitete ich in München bei Max Arthur Stremel. Seit 1896 lebe ich in Breslau verheiratet. Bis 1900 widmete ich mich ausschließlich dem Porträt, begann dann aber im Sommer in der Umgebung Breslaus landschaftliche Studien zu machen. Mein Interesse an der Landschaft ist seitdem so gewachsen, daß ich meine Zeit ziemlich gleichwertig teile zwischen Porträt und Landschaft. Auch male ich mit großer Liebe Blumen. Leider verläßt Frau Langenbeck jetzt Schlesien, das ihr,



Elise Nees von Efenbeck
Orchideen

wie sie selbst sagte, zur zweiten Heimat wurde, um ihrem Gatten nach Frankfurt a. M. zu folgen, wo dieser die Leitung der Handelshochschule übernimmt. (Abb. S. 549, 551 und 553.)

Aus einer alten Botaniker-Familie stammend neigte sich Elise Nees von Esenbeck von Jugend an den Blumen zu, sie kennen und lieben lernend. Zu künstlerischer Gestaltung wurde sie durch Frau Anna Storch angeregt, bei der sie Aquarell-Technik betrieb. Im Jahre 1883 wurde sie Schülerin von Frau Hornuth-Kallmorgen in Karlsruhe und studierte danach bei Frau Vogel-Roozenboom in Holland. Seit 25 Jahren arbeitet sie in Breslau, wo sie auch viele

Schülerinnen freudig unterrichtete. Auf fast allen größeren Ausstellungen war sie seither mit Arbeiten vertreten. In Chicago erwarb sie sich ein Ehrendiplom. (Abb. S. 548 und 549.)

Eva Promnitz stammt aus dem ober-schlesischen Industriebezirk; sie wurde 1881 in Eintrachthütte geboren. An der kgl. Kunstschule zu Breslau bestand sie die Prüfung als Zeichenlehrerin. Ihr Streben nach künstlerischer Ausbildung führte sie nach München in die Ateliers der Maler Heinrich Knier und Friß Hegenbarth. Den entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der jungen Malerin hat wohl Hegenbarth ausgeübt, denn ihre weitere, selbständige künstlerische Betätigung wendet sie ausschließlich der Landschaft zu. Bald sind es die stillen, verborgenen Winkel der bayrischen Seen, bald die Reize massiger Baumgruppen oder düsterer Alleen, welche der Malerin die Motive liefern.

Das jüngste Mitglied der Vereinigung ist die zur Zeit in England lebende Breslauerin Elisabeth Schmock. Die wenigen bisher hier zur Ausstellung gelangten Arbeiten, — Landschaften und Blumenstücke — sind feingestimmte Arbeiten und zeugen von großer Begabung und ernstem Studium.

Marie Spieler absolvierte ihre Studien in Berlin, Düsseldorf (unter Leitung von Professor von Gebhardt) und München um sich sodann in ihrer

Geburtsstadt Breslau als Porträtmalerin niederzulassen. Hier haben ihr viele bekannte Persönlichkeiten gesehnen und wurden von ihrer Hand mit Pinsel und Stift verewigt. Eine Reihe Genrebilder, von denen wir „Die schlesische Dorfkirche“ abbilden, entstammen ihrem Atelier und wurden durch Hanfstängel in München verlegt. Besondere Anziehungskraft übten von jeher Breslaus malerische Motive auf die Künstlerin aus und wurden von ihr im Bilde festgehalten. Ausgedehnte Studienreisen nach England, Schottland, Frankreich, Tirol und besonders Italien gaben ihr reiche Gelegen-



Elise Bartsch
Feldblumen

heit zu landschaftlichen und Architektur-Skizzen, die namentlich im letzten Jahrzehnt in Aquarell zur Ausführung kamen. Auch als Lehrerin wirkte Marie Spieler mit unermüdlichem Eifer und eine große Anzahl Schülerinnen verdanken ihr reiche Anregung und tüchtiges Können. (Abb. S. 555.)

Ausschließlich auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei betätigen sich die beiden in Breslau lebenden Dora Seemann und Gertrud Staats. Erstere zu Insterburg

geboren, war Schülerin von Professor Schirm, und setzte nachher in Berlin und München ihre Studien fort. Seit 1897 unterhält sie in Breslau ein gut besuchtes Schüler-Atelier. Ihre Arbeiten haben im Allgemeinen düstere schwermütige Stimmungen zum Gegen-

außerhalb, viele Freunde erworben. (Abb. S. 546.)

Eine geborene Breslauerin ist auch Margarethe Trautwein; sie begann ebenfalls ihre Studien an der hiesigen Kunstschule und setzte sie bei Frau Wiesinger-Florian in Wien fort.

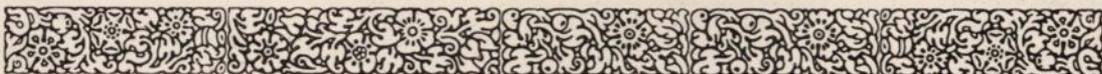


Agnes Langenbeck-Zachariae
Heißer Sommertag

stand der Darstellung, die sie mit breiter Pinselführung in satten, vollen Tönen festhält. (Abb. S. 547.)

Gertrud Staats, aus Breslau gebürtig, genoß ihre Ausbildung bei dem einheimischen Meister Adolf Dreßler. Ihre farbenfrohen Landschaftsbilder haben ihrer Kunst, hier wie

Ihre vielseitige künstlerische Tätigkeit erstreckt sich nicht nur auf die Ausübung der bildenden, sondern auch der angewandten Kunst. Außer Landschaften, Blumen und Stillleben, die aus ihrem Atelier hervorgehen, erfreut die Künstlerin durch recht gute kunstgewerbliche Arbeiten. (Abb. S. 548.)



Von Nah und Fern

Eine Berliner Möbelausstellung

Die Berliner Tischler hatte der Ruhm von Dresden 1906 und München 1908 arg getränkt; dazu kam, daß die Berliner Tischlereien außerordentlich schlechte Geschäftsjahre hatten, daß sie offenbar unter der auswärtigen Konkurrenz leiden mußten, daß sie durch die kunstgewerbliche Reform in ihrem Zotteltrapp beunruhigt wurden. So beschloßen sie denn, einmal der Welt zu beweisen, daß ihre Leistungsfähigkeit unbeschadet, daß sie mit dem Rummel der Künstler und Kulturapostel noch allemal fertig werden könnten. Eine Ausstellung sollte gemacht werden; aus eigener Kraft wollten die Handwerker, wollte die Innung, das Steuer der zur Moderne strebenden Entwicklung herumwerfen. Solch thörichten Absichten konnte nur ein Fiasto werden. Es

ging einfach nicht; die Ausstellung wäre nicht zustande gekommen, schon darum nicht, weil es an Geld mangelte. Bald bequemte man sich denn, auch die großen Möbelfirmen heranzuziehen, man ging zum Kapital; gleichzeitig aber besannen sich die Handwerker, daß es vielleicht doch besser wäre, die Kunst durch den Künstler zu bekämpfen, sie unterstützten die Organisation ihres Unternehmens einem Architekten, dem Regierungsbaumeister Schilbach. Wenn

man nun die Ausstellung, wie sie nach mannigfachen Fährnissen wurde, beurteilen will, so muß man sagen: sie ist um einige Grad besser, als man zu befürchten Ursache hatte; sie offenbart, daß die gefante Produktion in den Wegspuren des zeitlichen Empfindens zu gehen sich bemüht; daß die Künstler, daß Bruno Paul, Albert Geyer, Niemerichmid (der ganz besonders) offenkundig Nachfolge wirkten. Soweit wäre also die Ausstellung keine Angelegenheit, die besonderes Aufmerken verdiente; interessant wird sie aber dadurch, daß eine garnicht zu verkennende Tatsache,

gute und schlechte Räume voneinander sondert: schlecht, zum mindesten gleichgültig, sind beinahe ohne Ausnahme alle Räume, für die allein die Firma verantwortlich zeichnet; gut hingegen, zum mindesten beachtenswert, ist das kleinste Stück, dem ein Architekt seine Persönlichkeit aufdrückte. Das allerdings ist ein Resultat, wichtig genug, um es in seinen Einzelheiten zu erweisen, um daraus eine unverbrüchliche Lehre für die Zukunft zu ziehen.

Ein Architekt, der seinen Namen für ein Werk einsetzt, will eine möglichst selbständige, in der Zeit determinierte, aus ihr gereifte Arbeit schaffen, er will keinen gewesenen Stil machen, er will nicht kopieren. So erklärt es sich, daß die Stilfirmen ohne Architekten auskommen müssen. Natürlich, sie haben ihre Hauszeichner; das mögen zuweilen (aber selten) ganz vernünftige und geschmackvolle

Leute sein, aber gerade, je fähiger sie sind, desto mehr werden sie sich hüten, für einen Barockschrank oder eine umgemodelte Renaissance zu haften. Die Regel indes dürfte die sein, daß die Zeichner der Stilfirmen unfruchtbar sind, daß sie nur zu variieren und kombinieren, nicht zu erfinden vermögen. Wenn sie solche Spezialität wenigstens tadellos übten; aber das tun sie nicht einmal. In all den Stülzimmern der Ausstellung finden sich ungelöste Stellen, Gedankenlosigkeiten, ein oberflächliches Nebeneinander, statt eines geklärten Organismus. Abgesehen von den offensibaren Lächerlichkeiten, von den komischen Kulissenstricks: wurmfischiges Holz, abgebröckelte Stellen, künstliche Finsternis, angeräucherte Raminziegel. Ein Laster für sich sind die Kopien, die für echt genommen sein wollen, und doch ganz willkürlich an dem Original herumdoctorten, große Stücke klein, dreitürige Schränke zweitürig machen. Das alles aber geht schließlich noch zu ertragen, wenn die Arbeit halbwegs anständig ist; bei den großen alteingesessenen Firmen darf das im Prinzip festgestellt werden. Da festhieht zuweilen so viel, da wird so viel tischlerisches Raffinement angewendet, daß man nur bedauern kann, all dies technische Können an abgeschriebene und wesenlose Formen vergeudet zu sehen. Es gibt aber auch immer noch Firmen, die in Stil manchen; billige Historie, das aber ist unerträglich. Hierher gehören die flämischen Standuhren, die wie ein Turm aufragen und mit einem Buffet konturrieren können; hierher gehören die kurulischen Sessel, die aus dem bequemen Clubfauteuil ein proziges Repräsentationsstück machen und mit grün patiniertem, antikem Leder bezogen sind.

Alle Bedingungen werden fruchtbarer, alle Möglichkeiten wachsen, wenn der Architekt seinem eigenen Empfinden Ausdruck geben kann, wenn er das schaffen darf, wozu es ihn treibt. Daß er sich getrieben fühlt,

und daß er Kraft genug besitzt, an ein Ziel zu gelangen, ist die wichtigste Tugend, die ihn aus dem Heer der Brotgänger sondert. Die Berliner Möbelausstellung lehrt uns einige solcher jungen Talente kennen. Da ist zunächst Arno Caroli, der mit zwei Zimmern beweist, daß er im Holz zu denken und zu fühlen vermag. Die Profile seiner Möbel sind mit besonderer Liebe und mit seltener Feinheit durchgearbeitet. Er hat richtig erkannt, daß es nicht allein genügt, einen Umriß zu erfinden; daß sich vielmehr alle Kunst, auch alles Gewerbe, am Detail entscheidet. Ferner Karl Richard Henker; von ihm ist ein Musikzimmer, dessen Linie einen reinen Wohlklang hat; ein Speisezimmer beweist, daß er einen gefunden und fröhlichen Farbensinn hat, blaugrünes Leder und Textil steht gegen eichenes Holz. Als ein außerordentlich geschickter Erfinder von Typen für solide Bürgermöbel bewährt sich Schneckenberg; er verwendet die Kombination, mit der man aus vier, fünf einzelnen



Elisabeth Kranz-Gerhard
Kinderbildnis



Agnes Langenbeck-Zachariae
Bildnis ihres Mannes

Stücken die verschiedensten Gruppen als Einheiten zusammensetzen kann. Das bedingt eine bedeutende Verbilligung, erleichtert auch den Einkauf, der nach und nach geschehen kann. Außerdem steht von ihm auf der Ausstellung noch der Flureingang zu einem Berliner Mietshause; wir könnten uns beglückwünschen, wenn statt der Marke „Kurfürstendamm“, an der unsere „herrschaftlichen“ Eingänge immer noch leiden, solche sauberen, schlichten Zweckmäßigkeiten Allgemeingut würden. Eine monumentale Begabung ist Wünsche. Er baute eine hohe Diele, die steil, schlank und edel wirkt. Er ließ sie von dem in scharfen Kontrasten schwebenden Pechste in ausmalen. Ich möchte meinen, daß dies das kühnste, aber auch das einzig wirklich bleibende Stück der Ausstellung ist. Solcher Art verwandt, aber wesentlich zarter und mondäner ist Goerke. Er versteht es, mit minimalen Mitteln, mit einem Nichts, amüsante Stimmungen zu geben, und gleitet dabei geschickt an der gefährlichen Klippe der Dekoration vorüber.

Ohne die Arbeit dieser jungen Architekten-schar wäre das Resultat der Ausstellung ein klägliches; was wir beschert bekommen hätten, dafür fehlt es nicht an ergötlichen Fingerzeigen. Der Katalog ist ein so miserables Druckwerk, daß man glauben möchte, seine Urheber hätten während der letzten zehn Jahre einen Winterschlaf gehalten. Das Plakat, für das ein Kunstmalers namens Hermann zeichnet, ist eine unfreiwillige Groteske. Die Vorführung der Tischlerfachschule zeigt einen erschreckenden Tiefstand des Geschmacks.

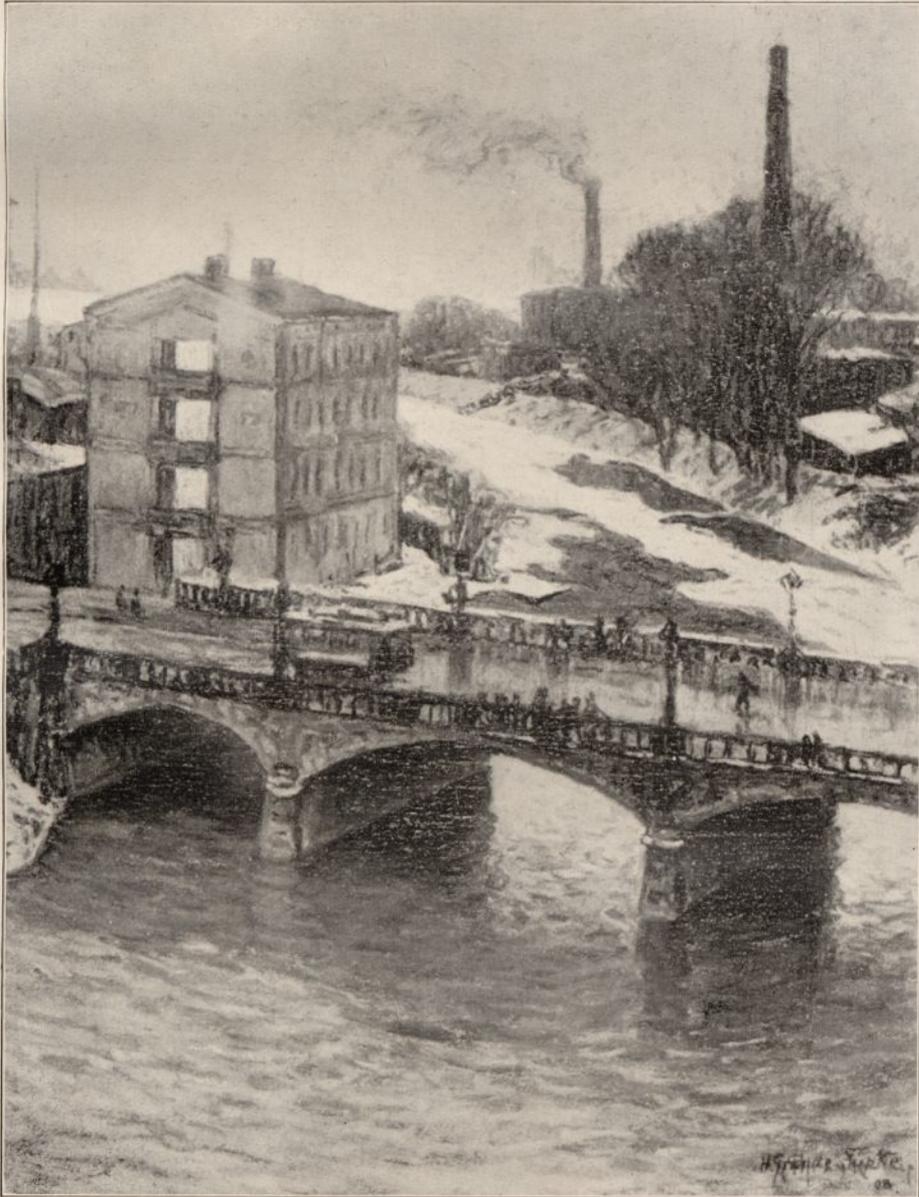
Dresden, München und Darmstadt können beruhigt sein, die Berliner Tischlermeister sind noch nicht so weit

„Schach dem König“ anmelden zu können. Sie werden auch nie dahin kommen. Die Berliner Möbelindustrie hingegen, soweit sie gut kapitalisiert ist, arbeitet sich empor; sie wird siegen, wenn sie sich konsequent der Führung des Künstlers anvertraut.

Robert Breuer

Preisauschreiben

Zur Erlangung eines Modells für das Eichendorff-Denkmal, das im Scheitniger Park westlich vom Schlangenberg errichtet werden soll, ist vom geschäftsführenden Ausschuß des Denkmalkomitees ein Wettbewerb unter den deutschen Bildhauern ausgeschrieben worden. Das Denkmal soll ein Standbild aus Bronze werden, das den Dichter in ganzer Figur stehend oder sitzend darstellt. Die Herstellungskosten für das Denkmal ausschließlich der von der Stadt Breslau übernommenen Fundamentierung dürfen die Summe von 24 000 Mark nicht überschreiten. Die Modelle und Zeichnungen sind bis zum 15. November d. J. 6 Uhr abends an das Schlesiische Museum der bildenden Künste in Breslau einzusenden. Ausgesetzt werden drei Preise, zu 1500, 1000 und 500 Mk. Es bleibt den Preisrichtern vorbehalten, die Preise innerhalb des Gesamtbetrages von 3000 Mk. auch in anderer Höhe zu verteilen, falls ihrem Urteile nach das Ergebnis der eingereichten Modelle und Zeichnungen dies rechtfertigt. Das zur Ausführung gewählte Modell geht in das Eigentum des Denkmalkomitees über, doch behält der Urheber das Recht der Veröffentlichung. Die Arbeiten sollen vor der Preis-



Helene Grande-Tüpte
An der Mauritiusbrücke

verteilung 14 Tage lang im Schlesischen Museum der bildenden Künste ausgestellt werden. Die Wahl des Künstlers für die Ausführung behält sich der geschäftsführende Ausschuss vor. Das Preisgericht besteht aus den Mitgliedern des geschäftsführenden Ausschusses, an dessen Spitze Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Förster und Oberbürgermeister Dr. Bender stehen.

Schlesische Künstler

Helene E. Schulz, von der wir in Beilage 40 das Bildnis des Liegnitzer Oberbürgermeisters Geh. Rats Oertel bringen, war so freundlich, uns auf unsere Bitte hin folgende kurze Selbstbiographie zu senden:

Ich bin in Myslowitz O.-S. geboren und lebte bis zum 18. Lebensjahre in Liegnitz, von da ab widmete

ich mich dem Studium der Malerei in Berlin, Rom, München, Paris. Seit 1896 lebe ich dauernd in Berlin und stellte dort und in München, Liegnitz, Breslau, Köln, Wiesbaden aus. Ich beschäftige mich fast nur mit Portraimalei. Das Zusammenfassen der reinmalerischen Aufgabe mit den Merkmalen individueller Eigenschaften, seien es diejenigen einer schönen Menschenrasse oder rein geistiger Art, die jeder Persönlichkeit ihren Stempel aufdrücken, ist für mich der Gegenstand unablässigen Strebens.

Ich war auch viel als Copistin tätig und erhielt auf der Weltausstellung 1904 in St. Louis eine Auszeichnung in Gestalt einer silbernen Medaille. Von Portraits seien erwähnt. Graf v. Mirbach-Sorquitten, Herzog Paul von Mecklenburg, Rafael Schuster-Woldan,



Marie Spieler
In der Dorfkirche

Kommerzienrat Ludwig Stollwerk, Professor Dr. Bruno Schmitz, Reichskanzler Fürst von Bülow. Eine größere Praxis auf dem Gebiete des feinen Frauenportraits und das Studium der Kinderstube führten mich auf mannigfache Reisen nach Cöln, Wiesbaden, Breslau München und an die See.

Unseres Landsmannes, **Professor Ernst Segers** Statue „Der Ringer“, die in der Großen Berliner Kunstausstellung ausgestellt ist, ist für das Museum in Cöln angekauft worden.

Adolf Münzer ist als ordentlicher Lehrer an die Königliche Kunstakademie in Düsseldorf berufen worden.

Nachruf

Willy Hamacher †. Am 9. Juli, einen Tag vor seinem 44. Geburtstage, ist in Bad Reinerz Willy Hamacher gestorben, in vollem Sonnenschein des Erfolges, beliebt und angesehen in der deutschen Künstlerschaft. Seit 1906 hatte er den Titel „Professor“ und schon zehn Jahre vorher begannen die Auszeichnungen, die ihm in

Gestalt von goldenen Medaillen in ungewöhnlich großer Zahl zu teil wurden bis zu der letzten Ehrung am 3. Juli, als er den Ehrenpreis der Stadt Berlin erhielt, der in diesem Jahre zum ersten Mal für hervorragende Werte auf der großen Berliner Kunstausstellung seitens der Reichs-Hauptstadt verliehen wurde.

Zwei der drei Söhne des beim schlesischen Adel und der schlesischen Geistlichkeit einst sehr beliebten Breslauer Porträt- und Historienmalers **Theodor Hamacher** aus Düsseldorf, Alfred und Willy, hatten den Beruf des Vaters ergriffen und zwar als Spezialisten. Alfred wurde Porträtist, Willy Landschafts-, vornehmlich Marine-Maler; erst in letzter Zeit wandte er sich auch dem Figurenbilde zu, Gestalten aus der Welt der Fischer und Schiffer, die er als Staffage oder selbständig behandelte.

Willy Hamacher besuchte zuerst die Kunstschule seiner Vaterstadt Breslau, ging 1889 zu Dücker nach Düsseldorf, aber schon Ende 1890 nach Berlin, wo er vier Jahre lang mit Walter Leistikow und anderen zu den MeisterSchülern

Hans Gudes gehörte. Dann ließ er sich dauernd in Berlin nieder, wo er mit erstaunlichem Fleiße bis an sein so frühes Lebensende geradezu rastlos gearbeitet hat. Seiner schwachen Gesundheit wegen suchte er übrigens seit etwa neun Jahren im Winter meist Italien auf, während er die Sommermonate in Reinerz zubrachte. Der Aufenthalt in Italien hat seinem künstlerischen Schaffen die Richtung gegeben. Die westliche Riviera, das Gesteade zwischen Genua und Rapallo mit dem brandenden Meere in seiner ewig wechselnden Erscheinung hat die Bilder entstehen sehen, die charakteristisch für den Künstler sind, und von denen viele der größeren Museen Deutschlands eins besitzen. Die Bildergalerie seiner Vaterstadt aber wird es sich wohl angelegen sein lassen neben dem Bilde, das sie von Hamacher seit 1895 hat, jetzt eines aus seiner reifen Zeit zu erwerben, vielleicht eines von den schweren und stillen Motiven aus Schweden, Hamachers letzten Schöpfungen, die von seinen früheren, lebhaft bewegten Bildern mit blendenden Farben deutlich sich unterscheiden.

Richard Muther †. Am 29. Juni ist in Wölfelsgrund erst 49 Jahre alt, Dr. Richard Muther, ordentlicher Professor der Kunstgeschichte an der Universität Breslau, unerwartet entschlafen. Er stammte aus Ohrdruf in Thüringen, studierte bei einem Altmeister der Kunstgeschichte, Anton Springer in Leipzig, bei dem er 1881 mit einer Schrift über „Anton Graff“ promovierte, habilitierte sich nach einjährigem Aufenthalte in Italien 1883 an der Universität München und war dort von 1885—1893 gleichzeitig Konservator am Kupferstichkabinett. Während dieser Zeit entstanden für den Verleger Georg Hirth die nützlichen Cicerones durch die Münchener und Berliner Galerie, wie durch die Galerie

Schack, die wissenschaftlich wertvolle Sammlung der deutschen Bücherillustration der Gotik und Frührenaissance, die „Meisterholzschnitte aus vier Jahrhunderten“ und endlich das Hauptwerk, das Richard Muthers internationalen Ruf begründete, 1893 bis 1894 erschienen und heute längst vergriffen, die dreibändige „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“. Sie war es auch, die ihm ein Jahr darauf erst die außerordentliche, dann die ordentliche Professur in Breslau verschaffte. Das Buch in seiner meisterhaften Anordnung des Stoffes und seiner glänzenden, künstlerisch abgerundeten Schilderung, das ungeheuer vielen erst die Augen für die moderne Malerei geöffnet und das Interesse für die moderne Kunst überhaupt geweckt hat, hat bleibenden Wert und ist bisher trotz vieler Anläufe dazu von anderer Seite noch nicht übertroffen worden. Die außerordentliche journalistische Begabung des Verfassers, die dem Werke zu gute gekommen war, oder auch sein blitzschnell sich verbreitender Ruhm verführten ihn dann aber zu einer Schnellproduktion als Journalist und Wanderredner, deren Angebot mit der Nachfrage stieg. Vielleicht daß die im Manuskript hinterlassene erst kurz vor dem Tode vollendete dreibändige Geschichte der Malerei diesen Eindruck wieder verwischt. Ein Bildkenner und Kunstforscher ist Muther nie gewesen. Für die Erforschung der schlesischen Kunstgeschichte sich einzusetzen oder auf das Kunstleben der Provinz im allgemeinen einzuwirken hat Muther leider auch nicht einmal versucht. Gedanken dieser Art lagen ihm ganz fern. In seinem mit erlesenem Geschmack zum Teil von van de Velde ausgestatteten und zuletzt mit einer kleinen aber gewählten Sammlung moderner Meister geschmückten Heim fühlte er sich gar nicht in Breslau.

Denkmal
für
Johannes von Mikulicz
in
Breslau



von
Arthur Volkmann
in
Rom
(Siehe Seite 494)



Anna Grischler-Kunzendorf
Bildnis der Gräfin Rinsky